

Das Kloster St. Gallen. II.

Autor(en): **Wartmann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen**

Band (Jahr): **4 (1864)**

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-946165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS
KLOSTER ST. GALLEN.

II.

HERAUSGEGEBEN VOM HISTORISCHEN VEREIN IN ST. GALLEN.

Mit 1 Tafel.



ST. GALLEN.

DRUCK UND VERLAG VON SCHEITLIN & ZOLLIKOFER.

1864.

I N I L L O T E M P O R E



S E V **D E**

S P O N S A T A M A
V E R J H U M A R I A I O S E P H .
ante quam conuenirent Inuenta est

[Wartmann, Hermann]

DAS

KLOSTER ST. GALLEN.

II.

HERAUSGEGEBEN VOM HISTORISCHEN VEREIN IN ST. GALLEN.

Mit 1 Tafel.



ST. GALLEN.

DRUCK UND VERLAG VON SCHEITLIN & ZOLLIKOFER.

1864.



Zu der Zeit, als Notker der Stammler, Ratpert und Tutilo unter den Aebten Grimold und Hartmut im Kloster St. Gallen lehrten, fand sich unter den Schülern der äussern Klosterschule ein schöner und kluger Knabe von vornehmer Abkunft, mit Namen Salomo. Sein gleichnamiger Grossonkel, Bischof Salomo I. von Constanz, hatte diesem Knaben das Haupthaar geschoren und ihn dadurch zum Geistlichen bestimmt; in der Schule St. Gallen sollte er dafür erzogen werden; Notker nahm ihn unter seine besondere Obhut. Es war keine leichte Aufgabe, die Notker damit übernahm; denn Salomo hatte schon als Kind zu viel von der grossen Welt gesehen, um sie nicht zu lieben und die engen Schranken des Klosterlebens und die strenge Zucht der Klostergeistlichen sehr lästig zu finden, wenn er auch diese Zucht nicht so schwer empfand und aus Rücksicht auf seine hohe Verwandtschaft schonender behandelt wurde, als seine Mitschüler. Wohl lernte er Alles mit der grössten Leichtigkeit, wohl erlangte er durch seinen hellen Kopf in Kurzem die grösste Gewandtheit, lateinisch zu reden und zu dichten, wohl machte ihn seine kunstfertige Hand zu einem der besten Schreiber und Zeichner St. Gallens; allein der geistliche Sinn, wie ihn die weltentsagenden Mönche als höchstes Ziel des menschlichen Strebens erblickten, der wollte bei Salomo nicht kommen. Kein Mönch wollte er werden, um sein Leben in der Stille damit zuzubringen, selbst Gottesdienst zu halten und ihn Andere auf würdige Weise halten zu lehren; er wünschte die geistliche Würde nur, um sich mit derselben den Weg zu Ehre und Macht zu eröffnen. Er wusste und fühlte sich zu einer Laufbahn berufen, die ihn weit über seine Klosterumgebungen erheben sollte, und gab sich keine grosse Mühe, seinen Widerwillen gegen die Mönchskutte zu verbergen. Natürlich blieb dieser Widerwillen nicht unerwiedert, und die ernsten und schroffen Klosterbrüder, die voll heiligen Eifers ihrem Berufe lebten, fassten gegen den jungen Weltmann, der dazu noch immer mit besonderer Nachsicht behandelt werden musste, eine ebenso herzliche Abneigung, wie er gegen sie. Mit Freuden begrüsst Salomo den Tag, der ihn der Klosterschule entzog, um sich nach Empfang der ersten priesterlichen Weihen auf die Staatsgeschäfte zu werfen, die ihn am schnellsten auf seiner Laufbahn fördern konnten. Die Empfehlungen seiner Verwandten brachten ihn an den kaiserlichen Hof Karls des Dicken, und die eigene Gewandtheit, mit welcher der junge Geistliche seine geistigen und körperlichen Vorzüge zu verwerthen wusste, machte ihn schnell angesehen unter seiner neuen Umgebung. Salomo wurde in Kürze kaiserlicher Notar. Aus der nächsten Nähe konnte er beobachten, wie das gewaltige Reich des unglücklichen Karolingers durch die Unfähigkeit des Regenten und die Ungunst der Zeiten der Auflösung zueilte. Die Wogen der menschlichen Leidenschaften, die von jeher die Throne umspült haben und die morschen nicht am wenigsten, brausten um den ehrgeizigen und berechnenden jungen Mann, und er lernte, mitten durch sie hindurch nach dem fest in's Auge gefassten Ziele zu steuern. Von der stillen Klosterzelle aus verfolgte Notker mit ängstlicher Besorgniss die Schritte seines Zöglings, der sich im Strudel des Lebens so wohl gefiel, und suchte durch scharfe Vorwürfe und freundliche Ermahnungen seinen allzu weltlichen Sinn auf geistliche Dinge zurückzuführen und ihn bei dem zu halten, was er im Kloster gelernt und getrieben hatte. Salomo vergass auch das Kloster St. Gallen gar nicht. Er schätzte dessen Ruf der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hoch genug, um seinen Ehrgeiz darein zu setzen, einst Abt desselben zu werden; wenn er auch keinen Beruf in sich fühlte, selbst die Zahl der frommen und gelehrten Klosterbrüder zu vermehren, was der höchste Wunsch seines guten Lehrers gewesen wäre. In solcher Endabsicht hielt Salomo die Verbindung mit dem Kloster immer aufrecht. Er brachte wohl die Fastenzeit dort zu, und damit er bei

längeren Besuchen nicht beschwerlich falle, schenkte er seine Besitzungen zu Goldach an St. Gallen, wogegen ihm ganz in der Nähe der Klostergebäude der Irahügel, auf dem er später die St. Magnuskirche erbaute, abgetreten wurde. Dort richtete er sich eine eigene Wohnung ein und erhielt von dem Kloster während seines Aufenthaltes daselbst die Verköstigung eines Klosterbruders und einen Platz am Gasttische des Speisesaales. Nachdem er sich auch unter die beigeschriebenen oder auswärtigen Brüder hatte aufnehmen lassen, trieb er seine Vertraulichkeit und Zudringlichkeit weiter, als den misstrauischen Brüdern lieb war; denn diese ahnten die Absicht bald, die seiner Freundlichkeit zu Grunde lag. Dabei nahm sich Salomo Manches heraus, was den Klosterregeln stracks zuwider lief, ihm aber hinging, damit der so einflussreiche Mann nicht erzürnt würde. So sahen ihn die Mönche z. B. stets mit heimlichem Aerger in seinen weiss leinenen Kleidern und ohne Einführung die Clausur oder innern Räumlichkeiten des Klosters besuchen, die doch sonst von Auswärtigen nur in der Mönchskutte und unter Führung eines Klosterbruders betreten werden durften; so wussten sie, dass er sogar Nachts sich im Mönchsgewand in die innersten Theile des Klosters einschlich, um Alles auszukundschaften. Um ihm solche Unarten zu verweisen, musste günstige Gelegenheit abgewartet oder herbeigeführt werden. Der Aerger über die weissen Kleider konnte sich Luft machen, als Salomo einem Mönche einen Pelz schenkte, indem ihm dafür von Seite des Beschenkten die scharfe Bemerkung zu Theil wurde: „Ich werde dir für deinen Pelz ein vortreffliches Gegengeschenk geben. Ich habe nämlich zwei Mönchskutten von dem Abte; von diesen kann ich dir eine abtreten, damit du in derselben unser Kloster anständiger betretest.“ Einen noch ärgerlichern Auftritt setzte es ab, als Ratpert und Tutilo dem schlaun Salomo bei einem seiner nächtlichen Spaziergänge im Kloster aufpassten und gerade mit Lichtern herbeieilten, als der strenge Rudker, der Nachts zu beten auf die Gräber ging, den Eindringling merkte und, im Glauben einen Dieb zu erwischen, Lärm machte. Salomo sah ein, dass es nicht länger so ginge, wie bisher, und dass er einen Schritt vorwärts thun müsste, wenn er nicht seine Stellung zu St. Gallen ganz verderben wollte. Er legte daher dem Abt und Convent die Bitte vor: es möchte ihm gestattet werden, im Kloster als Mönch im Mönchsgewande zu leben; draussen aber mit seinen Reisigen und dem übrigen Volk als Weltlicher zu verkehren. So hoffte er sich in die Reihen der St. Gallischen Klosterbrüder einzudrängen, ohne doch in das Kloster gebannt zu werden. Denn wenn er einst nicht geradezu dem Kloster zum Abte aufgedrungen werden sollte, so musste er selbst Klosterbruder sein; auf dieses verbrieftte Recht, den Abt aus ihrer Mitte zu wählen, hielten die Mönche eifersüchtig; und wenn Salomo auch nur auf halbwegs gesetzlichem Wege zu seinem Ziele gelangen konnte, so zog er es vor, den Schein der Gewalt zu vermeiden.

Ueber das seltsame Gesuch, durch dessen Gewährung Salomo halb Klostergeistlicher, halb Weltgeistlicher werden sollte, wurde eine Kapitelversammlung der Mönche gehalten. Die Ansichten der gestrengen Brüder lauteten zum Theil gar nicht schmeichelhaft für Salomo; gerade in den Aeusserungen der angesehensten zeigte sich das Misstrauen in die Absichten des klugen Höflings mit scharfen Worten. Hartmann, der später nach Salomo Abt wurde, sprach: „Unsere Regel verlangt nicht das Bild eines Mönches, sondern einen wirklichen Mönch,“ und der derbe Tutilo, der die feinen Schleichwege vor Allen hasste, fuhr heraus: „Die Bruderschaft haben wir ihm schon gegeben, und die mag er meinewegen haben; wenn er aber jetzt den Wolf mit dem Schafspelz zu bekleiden sucht, so soll dies mit Anderer, aber nicht mit meiner Beistimmung geschehen.“ Als jedoch der Abt die Versammlung darauf aufmerksam machte, wie es für den Fall, dass Salomo seine Absichten erreichen sollte, doch besser wäre, wenn er als Mitbruder und Mönch Abt würde, wodurch die Freiheiten des Klosters doch nicht offen eingebrochen würden, entsprach der Convent dem Wunsche Salomo's nach langer Verhandlung. Es wurde dem neuen Klosterbruder ein bestimmter Platz angewiesen, wo er beim Betreten des Klosters die Mönchskutte anziehen, beim Verlassen desselben sie wieder ablegen könnte. Auf diese Weise erlangte Salomo nach Wunsch jederzeit freien Ein- und Ausgang im Kloster

St. Gallen. Seine Dankbarkeit darüber zeigte er dem Kloster durch das Geschenk eines grossen, reich versilberten und vergoldeten Kreuzes und dadurch, dass er je am Ersten des Monats den Brüdern zur Erinnerung an seine Aufnahme in den Klosterverband ein fröhliches Mahl veranstaltete, bei welchem er selbst bediente, wenn er in St. Gallen anwesend war.

Unmerklich hatte es Salomo dahin gebracht, dass er zu dem Kloster St. Gallen zu gehören schien und dass seine Anwartschaft auf die Würde eines Abtes von Allen als selbstverständlich angenommen wurde. Mit Seufzen fügten sich sogar die altberühmten Lehrer und Gelehrten in das Unvermeidliche und suchten nur, den Abtscandidaten zum förmlichen Eintritt in das Kloster zu bewegen. Längere Zeit hielt sie Salomo durch Versprechungen hin, bis er die Verhältnisse passend erachtete, auch diesem Wunsche zu entsprechen. Veranlassung dazu gab eine neue Aufforderung des strengen Rudker, sich selbst, nicht Gold, dem heil. Gallus darzubringen, als Salomo ihm einst ein prächtiges Reliquienkästchen aus reinem Golde, mit Edelsteinen geschmückt, in Form einer ganz mit Reliquien gefüllten Capelle vorwies und sich rühmte, dass er es dem Kloster schenken werde. Wirklich erschien Salomo bald darauf mit dem Reliquienkästchen um den Hals gehängt, schritt baarfuss im Mönchskleide zum Altare, bekannte dort seine Sünden und zog sich ganz in das Kloster zurück. Es ist kein Zweifel, dass dies in den Tagen geschah, in welchen der Sturm heraufzog, der Karl den Dicken im Jahre 887 vom Throne warf und Arnulf zum Herrscher des fränkischen Reiches machte. Damals mochte es der Hofnotar für besser erachten, die bevorstehenden Veränderungen in der Zurückgezogenheit des Klosters abzuwarten, und sich durch die weitere Entwicklung der Dinge von selbst an sein Ziel tragen zu lassen. Seine Zeit sollte bald wieder kommen.

Zu St. Gallen war Bernhard Abt, ein Mann von adeligem Geschlechte. Der neue König Arnulf bestätigte ihn nicht nur in seiner Würde, sondern zeigte seine Gewogenheit gegen den Abt und das Kloster auch durch Schenkung von königlichen Besitzungen im Breisgau an St. Gallen. Dennoch nahm Abt Bernhard Antheil an einer Erhebung der oberdeutschen Lande gegen Arnulf und wurde in Folge davon von der Abtei vertrieben, als der König im Sommer 890 als Sieger in diese Gegend kam. Nun stand der Platz offen, auf welchen Salomo seit lange alle seine Berechnungen angelegt hatte. Es verstand sich von selbst, dass die Mönche ihn wählten und sich in den gefährvollen Zeiten wohl gerne unter den Schutz eines Mannes begaben, dessen verwandtschaftliche und freundschaftliche Verbindungen sich über das halbe Reich erstreckten und der auch an dem Hofe Arnulfs gerne gesehen wurde und die Gunst des Königs in vollem Maasse genoss. Salomo wurde Abt von St. Gallen durch die Wahl der Mönche und durch die königliche Bestätigung; gleich darauf Bischof von Constanz durch Verleihung des Königs. Die Wahl zum Abte stellte den vielleicht kaum dreissigjährigen Mann an die Spitze der berühmtesten Stätte der erwachenden geistlichen und weltlichen Wissenschaft diesseits der Alpen, die Verleihung der Bisthumswürde über den ausgedehnten Constanzersprengel machte ihn zu einem Grossen des Reichs.

Als Abt von St. Gallen liess es sich Salomo angelegen sein, durch den Gebrauch seines Amtes die Art und Weise, wie er sich zu demselben zugedrängt hatte, vergessen zu machen. Er war dafür besorgt, dass dem Kloster die ihm von verschiedenen Kaisern und Königen gewährten Rechte und Freiheiten gesichert wurden; er hielt dem Kloster im Verlaufe seiner Verwaltung bedeutende Vergabungen zu und bewirkte durch seine Freundschaft mit mehreren Herrschern, dass die Klöster Farndau im Schwabenland und Pfävers dem Kloster St. Gallen übergeben wurden; auf dem Irahügel, wo er früher seine Wohnung gehabt hatte, erbaute er im Jahre 898 die St. Magnuskirche in Kreuzesform und stattete sie reichlich aus; zu dieser Kirche veranstaltete er wohl Processionen, wenn er an Festtagen im Kloster anwesend war, und predigte unterwegs auf dem Brühl, dem ebenen Platz bei den Klostergebäuden, von einem hölzernen Gerüste herunter mit seiner gewaltigen Beredsamkeit dem herbeiströmenden Volke. Nur bei den ältern Brüdern, die Salomo noch als widerwilligen Klosterschüler

Abt Bernhard
883—890.

Abt Salomo (Bischof Salomo III.)
890—920.

gekannt hatten, blieb die gereizte Stimmung. Besonders hielten sich die drei Freunde Notker, Ratpert und Tutilo möglichst abseits und erlaubten sich in dem Bewusstsein ihrer Stellung und ihrer Leistungen zuweilen ein freies Wort über ihren jungen, nicht allzu klösterlich gesinnten Vorgesetzten. Eifrig wurden solche Reden von dem neidischen Sindolf, dem Speisemeister, aufgegriffen und dem Abte hinterbracht, und dieser lieh dem Schmeichler ein nur zu williges Ohr; Sindolf aber hatte die Brüder deswegen noch mehr zu Hass angenommen, weil sie, neben Andern, offen Klage erhoben, wenn bei der häufigen Abwesenheit des Abtes die Speisen schlecht oder nicht in genügendem Maasse gegeben wurden. In seiner Gehässigkeit scheute er sich nicht, die Freunde selbst in ihren Privatgesprächen zu behorchen, um vertrauliche Aeusserungen derselben als Stoff zu seinen Klatschereien zu erhaschen, bis er einst für seine Hinterlist gebührend gestraft wurde. Als nämlich die drei Männer wieder einmal Abends in dem zu ebener Erde gelegenen Schreibzimmer bei einander sassen, wo sie mit Erlaubniss des Priors zwischen den gottesdienstlichen Verrichtungen Abschriften verglichen, merkte Tutilo, der zunächst am Fenster sass, dass Sindolf aussen sein Ohr an dasselbe gelegt hätte und lauschte. Der Aerger stieg in ihm auf und einwärts gewandt, damit ihn der Lauscher nicht verstünde, sprach er zu seinen Genossen: „Er ist da und hat sein Ohr am Fenster. Du, Notker, da du ziemlich furchtsam bist, begib dich nun in die Kirche; du aber, mein Ratpert, nimm die Peitsche der Brüder, die am Pfahle hängt, und laufe von Aussen herzu, und ich, wenn ich dich kommen merke, werde schleunigst das Fenster öffnen, ihn bei den Haaren ergreifen, an mich ziehen und mit Gewalt festhalten. Dann nimm dich zusammen und sei kräftig und bearbeite ihn mit der Peitsche aus allen Kräften zum Preise Gottes.“ Ratpert, zum Strafen immer der schärfste, geht behutsam hinaus, läuft eiligst mit der Peitsche herbei, und haut aus allen Kräften von hinten auf den mit dem Kopfe einwärts gezogenen Sindolf. Der wehrt sich mit Händen und Füßen, und es gelingt ihm, die auf seinem Rücken arbeitende Peitsche zu ergreifen und festzuhalten; Ratpert aber erhascht eine nahe liegende Ruthe und setzt mit dieser das begonnene Werk fort. Die flehentlichen Bitten des zerschlagenen Menschen vermögen Nichts gegen den Eifer Ratperts; er muss sich entschliessen, zu schreien und Lärm zu machen, um aus den Händen der strafenden Brüder erlöst zu werden. Sein jämmerliches, zu dieser Stunde gar ungewohntes Geschrei brachte schnell Leute herbei, und Tutilo rief ihnen schon von Weitem entgegen: er hätte den Teufel gefangen; man sollte Licht bringen, damit man sehen könnte, wessen Züge er angenommen. Dann wendet er das Haupt des Widerstrebenden hierhin und dorthin zu den Betrachtenden und fragt mit verstellter Unwissenheit: ob dies nicht Sindolf sei? Als Alle es bejahten, liess er ihn los und sprach: „Ich Unglücklicher habe Hand gelegt an den Ohrenbläser und Herzensfreund des Bischofs,“ und als sie nach Notker fragten und nach Ratpert, der sich beim Herannahen der Lichter heimlich fortgeschlichen hatte, erwiederte er: „Beide sind zum Gottesdienste gegangen, als sie den Teufel merkten, und haben mich den Handel mit ihm allein im Finstern abmachen lassen. Ihr aber sollt Alle wahrlich wissen, dass ein Engel des Herrn ihm die Schläge mit seiner Hand aufgemessen hat.“ Dieser Teufelsspuck, dessen Zusammenhang leicht zu errathen war, gab in dem Kloster Vieles für und wider zu reden. Den Sindolf aber tröstete Salomo für Schmerz und Schande dadurch, dass er ihn, trotz des Widerspruchs der meisten Brüder, zum Werkmeister oder Aufseher über die zahlreichen Werkleute des Klosters beförderte.

Wenn auch solche Ereignisse das ganze Kloster in Aufregung brachten, den Abt und Bischof Salomo berührten sie wenig; sie waren ihm ein Sturm in einem Glase Wasser. Sein Ehrgeiz tummelte sich auf weiteren Bahnen. Salomo und sein Freund, der Erzbischof Hatto von Mainz, an dessen Namen sich die Sage von dem Mäusethurm bei Bingen angeknüpft hat, waren unter Ludwig dem Kinde, dem letzten Nachkommen Karls des Grossen auf dem ostfränkischen Throne, die einflussreichsten Männer am königlichen Hofe; sie handelten oft im Namen des unmündigen Königs und kämpften für das Königthum gegen die mächtigen, weltlichen Grossen, welche bei den einzelnen Stämmen des Reichs,

bei den Sachsen, bei den Franken, bei den Schwaben und bei den Baiern unter dem Namen von Herzogen alle Gewalt schon an sich gebracht hatten oder erst an sich zu reissen strebten. Mit wilder Leidenschaft entbrannte dieser Kampf gerade in Schwaben, wo der Markgraf Burchard sich zum Herzoge erheben wollte. Salomo's rücksichtslose Energie beraubte ihn des Erfolgs. Burchard selbst wurde auf dem entscheidenden Landtage erschlagen; als den Mörder seines wackern Bruders Adalbert bezeichnete man geradezu den Bischof von Constanz. An Burchards Stelle traten aber alsobald die Brüder Erchanger und Berchtold. Als sogenannte Kammerboten verwalteten sie im Namen des Königs das Land und suchten nach dem Untergange Burchards ihre Stellung dazu zu benutzen, in Schwaben sich selbst an die Stelle des Königs zu setzen. Auch ihnen trat Salomo entgegen, der keine Herzoge über sich wollte und deswegen treu zu dem Könige hielt. In steter Beobachtung standen sich die feindlichen Gewalten gegenüber. Schon unter König Arnulf hatten sie einst in bitterem Streite gelegen, als die Einkünfte der Kammerboten durch Versenkung königlicher Güter an St. Gallen geschmälert wurden. Ein Anschlag der beiden Brüder, Salomo in dem Kloster St. Gallen aufzuheben, misslang nur dadurch, dass der Abt, von dem Anschläge rechtzeitig unterrichtet, auf die St. Gallischen Besitzungen in dem abgelegenen Zürcherischen Turbenthal floh und sich dort längere Zeit verborgen hielt, bis sich die stolzen Männer, angeblich von dem Könige selbst zur Rechenschaft gezogen, mit Mühe versöhnten. Dennoch konnte sich Salomo nicht enthalten, sie bei einem Gastmahle in Constanz neuerdings durch ruhmredige Worte zu reizen, indem er ihnen von seinem grossen Backofen in St. Gallen erzählte, in welchem auf einen Schuss 1000 Laib Brod, für sie Beide genug auf ein Jahr, gebacken werden könnten, von seinem gewaltigen Erzkessel und seiner Haberdörre, die bequem 100 Malter zugleich fasse, endlich von seinen stattlichen Hirtenknechten, vor welchen sie den Hut abziehen und sich verneigen würden, wenn sie selbige sähen. Gegen diese beleidigende Voraussetzung verwahrten sich die Brüder sehr lebhaft. Wie ihnen der Groll noch tief im Herzen sitze, zeigten sie, als ihnen der Bischof zwei gläserne Pokale zum Geschenk machte, die sie unter den zahlreichen, zur Schau gestellten kostbaren Gefässen am meisten bewundert hatten. In schnellem Einverständnis liessen sie die Gläser zu Boden fallen und sahen sie mit Lachen zerbrechen; andere Geschenke wiesen sie mit vielen Versicherungen des Dankes ab. Ruhig bemerkte ihnen Salomo beim Abschiede: „Euer waren die kostbaren Pokale, darum ärgerte es mich nicht, dass sie zerbrachen; doch hättet ihr für eure Seele grosses Heil erlangen können, wenn ihr sie verkauft und den Erlös den Armen gegeben hättet.“ „Gläserne Freunde,“ antworteten sie spöttisch, „sind mit Glas zu beschenken; wir wollen nicht gläsern sein und haben darum das Glas zerbrochen.“ Mit Kuss und Abschiedstrunk schieden die drei bedeutendsten Männer des Landes Schwaben äusserlich als gute Freunde.

So standen die Dinge in den obern Landen, als im Jahr 911 der letzte ostfränkische Karolinger in jugendlichem Alter dahin starb und die gährenden deutschen Stämme den fränkischen Grafen Konrad als ihren König anerkennen sollten. Die ganze Regierung Konrads wurde ein, seine Lebenskraft schnell verzehrender Kampf gegen die jeder gemeinsamen Oberherrlichkeit widerstrebenden einzelnen Völker des ostfränkischen oder deutschen Reiches. In Schwaben waren Erchanger und Berchtold von zweifelhafter Treue. In dem Constanzer Bischof fand Konrad die festeste Stütze gegen sie. Er feierte daher als König gleich die erste Weihnacht zu Constanz, wo sich als die Ersten der schwäbischen Grossen auch die zwei Kammerboten bei ihm einfanden. Am Weihnachtstage erzählte Salomo bei Tafel dem Könige von den schönen Abendprocessionen, welche über diese Festtage in dem Kloster St. Gallen gehalten würden. „Wären wir doch dort,“ sprach der König, „aber wohlan! gehen wir morgen hin.“ Und am frühen Morgen des Stephanstages des Jahres 911 fuhr er mit dem Bischofe und mit stattlichem Gefolge über den See und langte Mittags in St. Gallen an, wo er festlich empfangen wurde und drei Tage fröhlich verweilte. Lange Jahre nachher wussten die Mönche noch Vieles von dem freundlichen Könige zu erzählen: wie er der Procession der Schüler mitten in

der Kirche Aepfel vor die Füße streuen liess und sich über die gute Schulzucht wunderte, als auch nicht der Kleinste sich bewegte und nach den Aepfeln schaute; wie er zur Mittagsstunde in den Speisesaal trat und die aufstehenden Mönche lächelnd mit den Worten begrüßte: „Heute müsst ihr mit uns theilen, ob ihr wollt oder nicht;“ wie er sich dann an des Abtes Platz neben den Dekan setzte und Salomo nach dem reich besetzten Gasttische wissen liess, dass sie heute den Platz an der Tafel tauschen wollten; wie er sich durch den Propst Nichts vorsetzen liess, als die zufälligerweise an diesem Tage besonders magere Klosterkost; wie er die jungen Schüler, welche während des Essens vorlesen mussten, der Reihe nach zu sich emporhob und jedem ein Goldstück in den Mund legte, und wie er, als einer der Kleinsten schreiend das Goldstück ausspuckte, mit Lachen bemerkte: „Dieser wird einst ein guter Mönch werden, wenn er am Leben bleibt.“ Während aber der leutselige König so fröhlich bei den Klosterbrüdern sass, dass er sich gegen den Abt und Bischof rühmte, noch nie vergnügter gespeist zu haben, hatte dieser mit seinen Gästen Erchanger und Berchtold unzeitigen Scherz getrieben und sie dadurch auf's Neue schwer beleidigt. Zwei Klosterknechte, Aufseher der Hirten und stattliche Leute mit langen Bärten, hatte er schon Tags vorher auf die Jagd geschickt. Die waren nun zurückgekommen, der Eine mit einem erlegten Bären, der Andere mit einem Hirsch. Salomo schickte sie zu den Brüdern, deren hoher Stand durch Anweisung eines besondern Tisches geehrt worden war, um ihnen die Beute zu überbringen. Die stattlichen Jäger schienen benachbarte Freie; Erchanger und Berchtold erhoben sich achtungsvoll und dankten ihnen mit Entblössung des Hauptes und Verbeugung. Erst das spöttische Lächeln des Bischofs brachte ihnen dessen Wort zu Constanz in Erinnerung: dass sie vor seinen Klosterknechten den Hut abziehen würden, und liess sie merken, dass sie, die königlichen Statthalter Schwabens, Knechte des Klosters als Freie begrüsst hatten. Zornig legten sie das ihnen dargebrachte Wild vor Salomo nieder mit den Worten: „Du magst das Deine behalten; wir haben genug daran, dass wir zum Gespötte gehalten werden.“ Die Gunstbezeugungen, mit welchen der König die beleidigten Grossen zu beschwichtigen suchte, löschten den lange genährten Groll in ihren Herzen nicht aus.

Zum Zeichen seiner freundlichen Gesinnung gegen das Kloster liess sich König Konrad unter die auswärtigen oder beigeschriebenen Brüder aufnehmen, was nach unserm Begriffen der Annahme des Ehrenbürgerrechts einer Gemeinde oder der Ehrenmitgliedschaft einer gelehrten Gesellschaft entspricht. Den Schulknaben wirkte er zum Andenken an seinen Besuch drei jährliche Ferientage aus; jedem der Brüder schenkte er ein Pfund Silber, um sich damit zu kleiden, und ihren Tisch bedachte er, nach dem Beispiele Karls des Dicken, in der Weihnachtswoche mit bessern und reichlichem Gerichten; „denn,“ sagte er, „auch ich muss jetzt als beigeschriebener Bruder mit den Brüdern speisen und will unsere Bohnen mit dem Meinigen würzen.“ An dem Altar des heil. Otmar, der von dem König mit schönen Teppischen geschmückt war, lasen ihm die erfreuten Brüder eine eilige Messe. Dann wurde ein Festmahl zubereitet, bei dessen lärmender, in den stillen Klosterräumen ungewohnter Freude die strengern Brüder ihr Gesicht in ernste Falten gelegt haben sollen. Am vierten Tage zog der König weiter nach Arbon.

Kurze Zeit nach Konrads Besuch in unsern Gegenden erhielt die verdeckte Feindschaft zwischen den Kammerboten und dem Bischofe neue Nahrung. Die Privatfeindschaft verschlang sich unauflöslich mit den politischen Verhältnissen und stärkte sich durch diese. Erchanger konnte die Herzogswürde in Schwaben nicht erlangen, so lange Bischof Salomo als gewachsener Gegner die Sache des Königs vertrat und mit Kraft und Klugheit führte. In Stammheim, in dem jetzt Zürcherischen Orte an der Thurgaugrenze, ging den feindlichen Parteien der verhängnissvolle Saame der Zwietracht auf. Dort hatten nämlich die Brüder auf königlichem Boden eine Burg aufgeführt und verwalteten von derselben den umliegenden königlichen Landbesitz. Schon König Karl der Dicke hatte einen Theil desselben an St. Gallen geschenkt, und nun schenkte König Konrad die noch übrigen königlichen Ländereien

zu Stammheim ebenfalls an das Kloster. Wieder sollten zu Gunsten St. Gallens die Einkünfte der königlichen Statthalter geschmälert werden, wie einst schon unter König Arnulf. Bischof Salomo liess die auf den geschenkten Gütern sitzenden Leute dem Kloster St. Gallen schwören; die Besatzung der Burg verlangte aber von ihnen ebenfalls Gehorsam, wie bisher, und trieb den neuen Gotteshausleuten das Vieh weg, wenn sie ihren Anforderungen nicht nachkommen wollten. Auf die Klagen des Klostersvogtes antworteten Erchanger und Berchtold mit Schmähungen oder mit Ausflüchten. So ging es beinahe ein Jahr lang, bis Salomo, von wenigen Berittenen begleitet, den von zahlreichen Reisigen umgebenen Brüdern zufällig begegnete und ihnen bittere Vorwürfe machte. Der Wortwechsel wurde so heftig, dass Liutfried, der leidenschaftliche Neffe der beiden Brüder, mit blosser Schwerte auf Salomo eindrang, um ihn zu ermorden, und nur mit Mühe davon zurückgehalten werden konnte. Ein Dienstmann des Bischofs, der dem Wüthenden ebenfalls mit gezücktem Schwerte entgegentrat, fiel von mehreren Lanzen durchbohrt; der Bischof selbst wurde zum Gefangenen gemacht. Liutfried drang darauf, ihn durch Blendung und Abhauen der rechten Hand für immer unschädlich zu machen; allein der besonnenere Rath der übrigen Begleiter verhütete solche Gewaltthat an dem geehrten und gefürchteten Kirchenfürsten und dem Freunde des Königs. Salomo sollte auf eine Burg in Gewahrsam gebracht und Bertha, der Gemahlin Erchangers, zur Bewachung übergeben werden. Unterwegs trieben die Herren ihren Schimpf mit dem verhassten Priester. Sie setzten ihn auf eine elende Mähre und zwangen ihn, vor den Schweinehirten, die zur Betrachtung des Zuges herbeieilten, abzusteigen und ihnen die Füsse zu küssen, damit sie für ihn bäten. An Bertha wurde ein Bote gesandt, um ihr das Geschehene zu melden. Voller Schrecken schlug sie sich an die Brust und sprach: „Das ist der Tag, der unserem Glücke vor Gott und den Menschen ein Ziel setzen wird.“ Sie ging dem Bischofe, der das Schlimmste fürchtete, vor die Burg entgegen, bereitete ihm einen ehrfurchtsvollen Empfang und machte ihm die Gefangenschaft so leicht, wie möglich. Die Brüder aber rüsteten sich zum Entscheidungskampfe; denn sie waren sich wohl bewusst, welchen Brand sie mit der Gefangennahme Salomo's entzündet hatten. Der Hohentwil, der jetzt noch als trotzig Feste weit in das Land schaut und den Belagerungswerkzeugen jener Zeit beinahe unerreicht war, wurde Tag und Nacht befestigt und mit Mundvorrath versehen; Erchanger nahm in offener Herausforderung des Königs den Titel eines Herzogs der Schwaben an. Konrad säumte nicht, mit einem Heere in Schwaben zu erscheinen. In kurzer Zeit gelang es ihm, seinen gefangenen Freund zu befreien und den neuen Herzog Erchanger in seine Gewalt zu erhalten. Er musste als Verbannter das Land verlassen, zu dessen Herrn er sich erhoben zu haben glaubte; während Salomo unter dem Jubel der Seinen wieder in Constanz, seinem Bischofssitze, einzog. Der Kampf in Schwaben jedoch war damit noch nicht zu Ende. Burchard, der Sohn des getödteten Grafen dieses Namens, erschien wieder im Lande und brachte es gegen den König und seine Anhänger zu den Waffen; Erchanger kehrte im folgenden Jahre zurück, und das Kriegsglück schwankte hierhin und dorthin, bis Erchanger, und mit ihm Berchtold und Liutfried, zum zweiten Male in die Hände des erbitterten Königs geriethen. Am 21. Januar 917 liess Konrad die drei Gefangenen enthaupten. Der junge Burchard, der nicht überwältigt werden konnte, wurde dagegen als Herzog anerkannt. Damit gewann Schwaben endlich Ruhe.

Nicht so Salomo. Er fühlte sein Gewissen nicht frei von dem Blute der Grossen; es trieb ihn, eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, um dort an den Gräbern der Apostel für die Blutschuld Vergebung zu erlangen. Der Papst nahm ihn gütig auf und sprach den Bereuenden frei. Mit zahlreichen Reliquien kehrte Salomo nach Constanz zurück, liess sie hier auf das Kostbarste fassen und vertheilte sie an die ersten Kirchen seines Bisthums. Auch St. Gallen erhielt seinen reichlichen Antheil. Auf die schönsten Gaben setzte der Bischof die Inschrift: „Salomo schenkt es dem gütigen Gallus, des Namens der Dritte,“ d. h. der dritte Bischof von Constanz dieses Namens. Die letzte Weihnacht seines vielbewegten Lebens feierte Salomo zu St. Gallen. Als er schon von den Brüdern

Abschied genommen hatte, ging er noch bei den Schulen vorbei, öffnete die Thüre und trat hinein. Es war eben der Tag, an welchem die Schüler das Recht hatten, fremde Besucher gefangen zu nehmen, damit sie sich durch eine Gunst auslösen. Nun war Salomo als Abt von St. Gallen freilich kein Fremder, wohl aber als Bischof von Constanz; daher lief gleich bei seinem Eintritt ein Gemurmel durch die Reihen der Schüler: „Nehmen wir ihn als Bischof gefangen, nicht als Abt.“ Gerne liess Salomo mit sich geschehen, was die muthwillige Schuljugend beabsichtigte. Und sofort ward er umringt und auf den Sitz des Lehrers erhoben. „Wenn ich auf dem Stuhle des Lehrers sitze,“ sagte er, „so darf ich auch dessen Recht gebrauchen. Macht euch auf Schläge gefasst.“ Die Schüler waren bereit, baten aber, sich von der Strafe durch lateinische Verse auslösen zu dürfen, wie es ihnen der Lehrer auch gestattete. Da begann denn Einer:

„Worüber denn zürnest du und fügest uns Böses zu?

Wir haben dich König genannt, nach eignen Gesetzen erkannt.“

Und ein anderer Versemacher fuhr fort:

„Nicht gute Aussicht hast gebracht du neuer Gast,

Da du das alte Recht uns heut verdrehest schlecht.“

Erfreut über die Gewandtheit der Schüler umarmte Salomo die Kleinen und küsste sie. „Seid zufrieden,“ sprach er, „ich werde mich auslösen und eure Geschicklichkeit belohnen.“ Schnell versammelte er noch einmal die Ersten der Brüder und bestimmte, dass der Tisch der Schüler künftig an den drei Ferientagen König Konrads aus den Einkünften des Abtes mit dreierlei Fleischspeisen und Trank besetzt werden sollte. Wenige Tage nachher befahl der Bischof und Abt Salomo zu Constanz die tödtliche Krankheit mit heftigen Kopfschmerzen. Bei vollem Bewusstsein sah er den Tod herannahen und starb am 5. Januar 920. Das Kloster St. Gallen betrauerte ihn aufrichtig; denn er hatte Vieles für dasselbe gethan, nachdem er durch seine berechnete Klugheit sich den Mönchen halb zum Abte aufgedrungen hatte, halb von ihnen dazu gewählt worden war. Die berühmten, alten Klostergeistlichen waren ihm im Tode vorangegangen, ebenso König Konrad kaum um ein Jahr.

Nach Salomo's Tode brachen böse Zeiten über das Kloster herein. Der neue König Heinrich I., Herzog von Sachsen, begnügte sich damit, von den Herzogen der andern deutschen Stämme als ihr Oberhaupt anerkannt zu werden; sonst überliess er besonders Süddeutschland ziemlich sich selbst. Das Kloster St. Gallen fand keinen Schutz bei ihm gegen die Bedrückungen Herzog Burchards, der die Klöster und Bisthümer Schwabens seinen Zorn empfinden liess über den Widerstand, den ihm die Geistlichkeit und voraus Bischof Salomo durch so lange Zeit geleistet hatte. Seine zahlreichen Kriegersleute verwüsteten die Besitzungen des Klosters St. Gallen ungestraft; der Herzog selbst legte Hand auf dessen Güter, um sie nur gegen schweres Lösegeld wieder zurückzugeben. Der bejahrte Abt **Hartmann**, ein gelehrter und frommer Mann, war diesen Zeitläufen nicht gewachsen. Er kümmerte sich nur um die Schule, die Klosterzucht und besonders den Kirchengesang; während die Verwalter der auswärtigen Klostergüter, Meier genannt, die Herren spielten, mit Hörnern und Hunden zur Hasen- und Wolfsjagd, zur Bären- und Wildschweinhetze, statt hinter dem Pfluge auf den Acker zogen. Es war unter solchen Umständen nicht zum Schaden des Klosters, dass Hartmann schon nach dreijähriger Leitung der Abtei starb. — Sein Nachfolger **Engelbert** wandte seine Sorge vor Allem auf die Verbesserung der Klostergüter und die Abstellung der Missbräuche, welche von allen Seiten in die Verwaltung eingerissen waren. Bevor aber seine redlichen Bemühungen grossen Erfolg haben konnten, brach ein neues Unwetter über unsere Gegend herein, das drohend mit reissender Schnelligkeit von Osten heraufzog.

Schon seit etwa 20 Jahren war das Reitervolk der Ungarn eine furchtbare Geissel des deutschen Reiches. Mit Bogen und Pfeil und dem krummen Säbel bewaffnet ergossen sich ihre Schwärme auf flinken Rossen über die offenen deutschen Fluren und verwüsteten sie auf schreckliche Weise mit

Abt Hartmann
920—924.

Abt Engelbert
924—933.

Mord und Brand. Nur wo eine Stadt etwa noch aus der Römerzeit mit festen Mauern umgeben war, konnte ihnen mit Erfolg Widerstand geleistet werden. Auf dem offenen Lande blieb keine Rettung, als schleunige Flucht in die Wälder, von wo man nur zu Brandstätten und zertretenen Feldern zurückkehrte. In den ersten Jahren König Heinrichs waren diese verderblichen Züge hauptsächlich nach Thüringen und Sachsen gerichtet gewesen; nun aber hatte Heinrich in seiner Bedrängniss seine Stammländer gegen Bezahlung eines Tributs auf 9 Jahre von den Verwüstungen losgekauft, und sofort wandten sich die Ungarn gegen die süddeutschen Länder. Im Frühlinge des Jahres 926 kam die Schreckensnachricht nach St. Gallen, dass die Massen der gefürchteten Reiter sich dieses Mal gerade auf die alamannisch-schwäbischen Länder zu wälzen. Der wackere Abt Engelbert verlor die Besinnung in der allgemeinen Verwirrung nicht. Die reisigen Dienstmannen des Gotteshauses, die Knechte desselben wurden zur Vertheidigung aufgeboden, und die Mönche selbst rüsteten sich eilig zu kräftigem Widerstande. Aus dicken Linnengeweben verfertigen sie Panzer, aus Brettern und Weidengeflecht Schilde; Spiesse, Pfeile und Schleudern werden zubereitet und Holzpfähle im Feuer gehärtet und zugespitzt. An der Sitter, im Walde verborgen, wird in Eile eine Verschanzung angelegt, als Zufluchtsort für die Bewohner des Klosters; Lebensmittel werden dort aufgehäuft und in einer schnell erbauten Kapelle der kostbare Kirchenschatz untergebracht. Die Bücher werden nach dem Kloster Reichenau im Untersee in Sicherheit gebracht, die Greise und Klosterschüler über den Bodensee nach der alten St. Gallischen Besetzung Wasserburg und ihnen die dortigen Gotteshausleute zum Schutze beigegeben. So wartete St. Gallen die Ankunft der gefürchteten Feinde ab. Kundschafter mussten Tag und Nacht nach ihnen spähen, um sie zu rechter Zeit zu entdecken und ankündigen zu können; denn da die Reiterhaufen nirgends Widerstand fanden, streiften sie ungescheut oft nur zu Hunderten über das Land und tauchten unerwartet plötzlich aus der Waldung hervor, die damals noch grosse Strecken der deutschen Lande bedeckte. Nur nach den Rauchwolken und der Brandröthe konnten ihre Lagerplätze und die Richtung ihres Zuges bestimmt werden. Am 1. Mai 926 erscholl der Ruf: „Sie kommen! sie kommen!“ Alles flüchtete nach der Festung an der Sitter, und in Kurzem standen die Klostergebäude leer und verlassen. Einzig der einfältige Klosterbruder Heribald blieb trotz alles Zuredens dort zurück, weil ihm der Klosterkämmerer dieses Jahr sein Leder zu Schuhen nicht gegeben hätte, und ohne dieses, schwor er, würde er nicht fortgehen. Bei der St. Magnuskirche verblieb auch die Klausnerin Wiborad in ihrer Zelle, in welche sie sich, nach der Sitte damaliger Zeit, hatte einschliessen lassen, um ihr Leben nur mit frommen Uebungen hinzubringen.

Es währte nicht lange, so sprengten die braunen Reiter aus den Donauebenen auf ihren flinken Pferden daher, sprangen aus den Sätteln und durcheilten die weiten Klösterräume nach Beute. Sie fanden Nichts, als den einfältigen Heribald, der sie unbefangen anstaunte. Verwundert über seine Kühnheit umstanden sie ihn, thaten ihm aber Nichts zu Leide, als sie durch den Geistlichen, den sie gefangen als ihren Dolmetscher mit sich führten, erfuhren, wo es ihm fehle. Er sollte ihnen die Sakristei zeigen, wo die Kirchenschätze aufbewahrt wurden, und ging ihnen ruhig voraus zu dem verborgenen Pförtchen. Die Ungarn brachen es auf, entdeckten jedoch nur einige vergoldete Leuchter, die in der Eile der Flucht zurückgelassen worden waren, und liessen ihren Aerger über die schlechte Beute mit einigen Ohrfeigen an Heribald aus. Zwei der Fremdlinge stiegen auf den Thurm und fielen durch Unvorsichtigkeit von demselben herab zu Tode. Ihre Gefährten verbrannten sie unter den Kirchenthüren mit grosser Gefahr für die Kirche. Zwei volle Weinkrüge blieben von den Ungarn verschont, als Heribald dem, der sie mit seinem Speer zu zerbrechen suchte, zutraulich bemerkte: „Lass das, mein Guter! denn was sollen wir sonst trinken, wenn ihr wieder fort seid?“ Mit grossem Gelächter ermahnte der Ungar seine Gefährten, dass sie die Krüge des Thoren nicht anrühren. Nur die später als Märtyrerin heilig gesprochene Klausnerin Wiborad verlor bei dem

feindlichen Ueberfalle das Leben, als die Ungarn in ihr seltsames Gebäude, das keine Thüre hatte, durch das Dach hineinstiegen und, da sie auch hier keine Schätze fanden, im Zorne die Klausnerin erschlugen. Zuletzt bereiteten sie sich ein reichliches Mahl und lagerten sich zu demselben unbedenklich in das grüne Gras. Heribald jedoch holte für sich und den geistlichen Dolmetscher ordentlich zwei Stühle, ehe er es sich ebenfalls trefflich schmecken liess. Halbroh und ohne Messer zerrissen die Ungarn das Fleisch mit den Zähnen, verschlangen es und warfen einander zum Spasse mit den abgenagten Knochen. Dem Weine, den sie in reichem Maasse mit sich führten und in grossen Kufen zu allgemeiner Benutzung in die Mitte stellten, sprachen sie ebenfalls gehörig zu; dann begannen sie mit schrecklichem Geschrei zu ihren Göttern zu rufen und zwangen den gefangenen Geistlichen und ihren Thoren Heribald, es ebenfalls zu thun. Der Geistliche rief zuerst gewaltig mit ihnen in ihrer Sprache; nachher aber stimmte er weinend ein Kirchenlied an, in welches Heribald mit seiner keineswegs lieblichen Stimme einfiel. Die Ungarn liefen bei diesem ungewohnten Gesange ihrer Gefangenen Alle zusammen und freuten sich unbändig darüber, tanzten vor ihren Häuptlingen herum und zeigten sich im Ringen und im Gebrauche der Waffen. Diesen Augenblick hielt der gefangene Geistliche günstig, um für seine Freiheit zu bitten. Die Bitte wurde aber übel aufgenommen und sollte eben rohe Misshandlung des unglücklichen Mannes zur Folge haben, als die Späher in dem Walde, in welchem die Verschanzung der Mönche lag, plötzlich mit Trompeten und Geschrei Lärm erheben, herbeieilen und melden, dass eine wohlbesetzte Festung ganz in der Nähe liege. Sofort waren Heribald und der Geistliche vergessen und standen die Ungarn in Schlachtordnung. Da sie hörten, wie die Festung wohl gelegen, mit zahlreicher Mannschaft versehen und daher nicht leicht einzunehmen wäre, überdies auch der Abend herangerückt war, zündeten sie ein paar Häuser der Ortschaft als Leuchte auf den Weg an und zogen in der Stille auf der Constanzerstrasse ab. Die Besatzung der Befestigung glaubte, dass das Kloster brenne. Als sie aber den Abzug der Feinde erfuhr, machte sie sich zur Verfolgung derselben auf und holte die Nachhut ein. Mehrere Ungarn wurden getödtet, ein Verwundeter gefangen; die Uebrigen zogen sich eiligst auf den Gewaltshaufen zurück und gaben ihm Warnungszeichen mit den Trompeten. In möglichster Eile wandte sich der Zug einem freien und offenen Platze zu, stellte seine Wagen nach der Weise von Nomadenvölkern schnell zu einer Wagenburg zusammen und zündete die Lagerfeuer an, bei denen die Mannschaft die Nacht durch abwechselnd Wache hielt. Am frühen Morgen brachen die Reiter wieder auf, plünderten die umliegenden, verlassenem Weiler aus und steckten sie in Brand. Längs dem Rheine zogen die Schaaren abwärts. Vor ihnen her ging der Schrecken; hinter ihnen blieb Verwüstung zurück.

Nach seinem Angriff auf die Nachhut der Ungarn hatte Abt Engelbert seinen Heerhaufen zu dem Kastell zurückgeschickt; er selbst aber wagte sich mit wenigen Begleitern nach dem Kloster, um mit grösster Vorsicht auszukundschaften, wie es bei demselben stände. Sorgfältig suchten sie nach dem Leichname des armen Heribald, um ihn zu begraben; doch fanden sie den einfältigen Bruder weder todt, noch lebendig. Der gefangene Geistliche hatte ihn nämlich durch eindringendes Zureden vermocht, mit ihm in den Wald zu fliehen und sich zu verbergen. Die Brüder bedauerten den thörichten Menschen, den sie von den Feinden mit fortgeführt wähnten. Mit freudigem Erstaunen sahen sie dagegen, wie die Weinkrüge von den trunksüchtigen Ungarn verschont worden waren und dankten Gott dafür. Mit Erstaunen sahen sie auch die angebrannten Thürflügel und die rauchgeschwärmte Decke der Kirche und hielten in den bekannten, heiligen Räumen einen eiligen, stillen Gottesdienst. Vorsichtig eilten sie dann zu der Klause der Wiborad, um sich von deren Schicksal zu überzeugen. Als sie die fromme Frau erschlagen fanden, wagten sie sich nicht länger an der verlassenem Stätte aufzuhalten aus Furcht vor Nachzüglern oder sonst in der Gegend umherstreifenden Reiterhaufen, die ihnen auflauern könnten, und fanden es gerathen, sich schleunigst über den nächsten Berg nach ihrer Burg an der Sitter zu ihren Gefährten zurückzuziehen. Dorthin kamen am andern

Morgen früh auch Heribald und der gefangene Geistliche, die das Kastell von ihrem Schlupfwinkel auf dem Berge erspäht hatten. Die aufgestellten Wachen hielten sie in dem Halbdunkel zuerst für feindliche Kundschafter, erkannten ihren Klosterbruder aber bald und liessen ihn mit seinem Begleiter ein, um sich von ihnen ausführlich erzählen zu lassen, wie Alles bei dem ganzen Einfall der gefürchteten Reiter zugegangen wäre. Da man nicht wissen konnte, ob nicht neue Haufen der Spur des ersten, der seinen Weg nach St. Gallen gefunden hatte, folgen würden, dachten die Bewohner des Klosters noch nicht daran, ihren Zufluchtsort zu verlassen. Vielmehr verstärkten sie ihre Festung durch Anlegung eines Verhaus vor dem Eingang und zogen einen tiefen Graben rings herum. Auch gruben sie einen Brunnen innerhalb der Verschanzungen und retteten den Schatz des Klosterweins in kleinen Gefässen aus dem Kloster. Die Zeit liessen sie sich durch die komischen Erzählungen Heribalds von seinen Ungarfreunden verkürzen, die ihm so reichlich Fleisch und Wein verabfolgt hatten, wie der Abt niemals. Erst als seit langer Zeit in der ganzen Gegend von Ungarn Nichts mehr gesehen und gehört worden war, zogen die Mönche endlich wieder in die verlassenenen Räume ein und liessen sie durch Bischof Noting von Constanz auf's Neue weihen. Nur mit schwerer Sorge gelang es dem Abte, seine Mönche durch diese schlimmen Zeiten hindurch mit dem Nöthigen zu versehen und den zerrütteten Klosterhaushalt in Ordnung zu bringen; denn ringsum war die Ernte des Jahres verwüstet und das Feld unbestellt. Als Engelbert aber acht Jahre nach diesem Sturme seine Würde niederlegte, die schwer auf seinen Schultern gelastet hatte, da waren die letzten Spuren der Bedrückungen Herzog Burchards und der Verwüstungen der Ungarn verwischt. Engelbert schied als treuer Verwalter und übergab seinem, von den Brüdern aus ihrer Mitte gewählten Nachfolger Thieto die Leitung einer wohl geordneten Abtei.

Thieto lenkte die Angelegenheiten St. Gallens zuerst leicht in den geordneten Verhältnissen. Allein neues Unglück kam über das Kloster, als am 28. April 937 ein Schüler, der auf den Estrich geschickt wurde, um zu seiner und Anderer Bestrafung von den dort niedergelegten Ruthen zu holen, in seiner Angst vor der Strafe beim Vorbeigehen einen Feuerbrand aus einem Ofen riss und mit demselben das trockene Holzwerk unter dem Dache in Brand steckte. Ruhig sah er zu, wie das Feuer die Sparren und Schindeln ergriff; erst als man ihm endlich hinauf rief, warum er so lange bleibe? antwortete er herunter, dass das Haus brenne. Langsam frass die Flamme um sich und ermöglichte den Mönchen die Rettung der Glocken, der Kirchenschätze, der Bücher und der Reliquien, ehe die vom Windzuge herumgetragenen, brennenden Schindeln das Dach der Kirche in Brand setzten. Die goldenen Zierrathen an den Kirchenwänden schmolzen, so dass das Gold nachher tropfenweise aus der gesäuberten Asche hervorgesucht werden musste. Von dem, was nach der Pfalz, d. h. der Wohnung des Abts, in Sicherheit gebracht wurde, verschwand Vieles durch Diebstahl. Grösser aber, als der Schaden an Hab und Gut, war derjenige, welcher durch die das ganze Klosterleben ergreifende Unordnung entstand. Denn da ausser der Schule und einem Theile der Kirche auch das Bruderhaus und alle Vorräthe verbrannt waren, konnte nicht verhindert werden, dass die Klosterbrüder in der umliegenden Gegend hier und dort ihr Unterkommen suchten. Es entstand dadurch bald allerlei übles Gerede, und alle klösterliche Ordnung wurde gelöst. Zu den schnell um die Abtswohnung erbauten Hütten, in welchen bei den Brandtrümmern vorläufig die Knaben und Greise untergebracht worden waren, kamen die Mönche, wann sie wollten. Schule und Gottesdienst feierten. Die Meisten gewannen Freude an dem ungebundenen Leben. Der alternde Abt verzweifelte daran, dieser Verwilderung Meister zu werden, und als die ausgebrannten Mauern der Kirche und der Klostergebäude eben mit Hülfe der Umwohner zur Noth wieder gedeckt waren, bewog ihn ein Zufall vollends, die Abtei in kräftigere Hände aufzugeben.

Unter den widerspänstigen jüngern Mönchen war der Rätier Victor ausgezeichnet durch vornehme Abkunft und Gelehrsamkeit, aber ebenso sehr durch Trotz und Unfügsamkeit. An der Spitze

der Bruderschaft stand damals als Dekan Craloch, des Abtes Bruder, ein zornmüthiger und heftiger, zu strenger Ahndung des kleinsten Vergehens allezeit bereiter Mann. Dieser zog Victor eines Fehlers wegen zur Rechenschaft und fuhr heftig auf ihn los. Victor erwiedert ebenso heftig, macht sich unter Schimpfworten zu Thätlichkeiten bereit und droht seinem Vorgesetzten mit Ohrfeigen. Craloch steigt zu Pferde und eilt zu seinem Bruder, dem Abte, der gerade nicht im Kloster weilte, um ihm den Auftritt zu melden und Victor bei ihm zu verklagen. Vergebens vermittelte Anno, ein zweiter Bruder des Abtes, aber ebenso milde, wie Craloch heftig, und dem talentvollen Victor befreundet. Als Victor die Ankunft des erzürnten Abtes vernimmt, flieht er aus dem Kloster zu seinen rätischen Verwandten. Thieto fühlte sich solchen Verhältnissen nicht mehr gewachsen. Der Mühen überdrüssig legte er seine Würde nieder und bewog in der Abwesenheit Victors die Mehrzahl der Mönche, seinen Bruder Craloch zu seinem Nachfolger zu wählen. Craloch zog an König Otto's Hof, um sich von ihm mit der Abtei belehnen und dadurch nach Sitte die Wahl der Brüder bestätigen zu lassen. Otto sprach die Bestätigung aus, aber mit der Bedingung, dass der geflüchtete Victor wieder in das Kloster aufgenommen werde, wenn er als Bittender dahin zurückkehre; denn die vornehmen Verwandten Victors hatten schon am Hofe über Craloch Klage geführt. Wohl wäre es für Beide besser gewesen, wenn sie einander fern geblieben wären. Die unbeugsamen und reizbaren Gemüther des strengen Abtes und des stolzen, jungen Adeligen konnten sich nicht innerhalb der gleichen Mauern nebeneinander vertragen. Ihr erster, heftiger Zusammenstoss hatte schon unauslöschlichen Hass und Widerwillen erzeugt, und was weiter geschah, diente nicht dazu, die grollenden Gemüther zu versöhnen.

Abt Craloch
940—959.

Der Anfang von Cralochs Regierung liess sich nicht schlecht an. Bei seiner Rückkehr vom Hofe wurde er in seinem Kloster festlich empfangen; Thieto zog sich in die für die abtretenden Aehte bestimmten Gemächer, den sogenannten „Winkel der Alten“, zurück; Victor stellte sich als Bittender ein, begleitet von seiner Verwandtschaft. Doch suchte diese den Abt vergeblich durch Zureden und reiche Geschenke zu bestimmen, den talentvollen Klosterbruder dem von Bischof Salomo der Abtei St. Gallen untergebenen Kloster Pfävers vorzusetzen. In redlichster Absicht, aber ohne alle Rücksichten, strebte Craloch vor Allem darnach, die seit dem Brande an das Herumschweifen ausser dem Kloster gewohnten Brüder zu genauester Beobachtung der Ordensregeln und zu regelmässigem Klosterleben zurückzuführen. Auch sonst nahm er das Beste der Abtei mit Umsicht wahr, indem er sich z. B. für Rorschach von König Otto das Markt-, Zoll- und Münzrecht verleihen liess, da dieser wohlgelegene Ort durch den lebhaften Verkehr mit Italien fröhlich empor zu blühen begann. Daneben aber zog er sich bei den Klosterbrüdern durch seine harten Strafen und sein heftiges Wesen immer mehr Hass zu, den Victor nach Kräften im Stillen nährte; denn auch er wurde durch des Abtes rücksichtsloses Eingreifen in die seiner Leitung anvertrauten Schulen stets aufs Neue gereizt und hatte den ersten Wortwechsel nicht vergessen und die Weigerung nicht, ihn zum Vorsteher von Pfävers zu machen. Diesen Posten bekleidete damals ein Onkel Victors, Enzelin. Auch Den beleidigte der Abt in seiner unklugen, wenn auch gegen diese einflussreiche, rätische Familie vielleicht mit Recht misstrauischen Heftigkeit auf die empfindlichste Weise, indem er ihn wegen eines unbekanntes Fehlers nach St. Gallen citirte, ihn hier mit den heftigsten Vorwürfen überschüttete, durchpeitschen liess und zuletzt absetzte. Es ist wahrscheinlich, dass diese Misshandlung des angesehenen Mannes der Abtei St. Gallen den Besitz des Klosters Pfävers kostete; wenigstens hat dieses am 9. Februar 949 von König Otto wieder seinen eigenen Abt und seine ganze frühere Selbständigkeit zurückerhalten. Ueberhaupt wurden die Klagen sowohl der Gotteshausleute, wie der Klosterbrüder über das gewalthätige Verfahren des Abtes immer lauter und dringender. Alles wartete nur die Gelegenheit zu einem Ausbruche ab, und diese erschien, als sich im Jahre 953 der Königssohn Liudolf, Herzog in Schwaben, gegen seinen gewaltigen Vater Otto erhob und ganz Deutschland in Verwirrung kam.

Schon im Jahre 948 hatte Liudolf mit seinem Schwiegervater Hermann, dem damaligen Herzog

von Schwaben, das Kloster St. Gallen auf das Fest seines Heiligen besucht und hatte von daher ein gutes Andenken bei den Klosterbrüdern hinterlassen. Als er sich gegen den Vater empörte, hingen auch sie ihm mit seinem ganzen Herzogthum treulich an und verklagten sogleich ihren Abt bei ihm, in der richtigen Erwartung, dass Liudolf eher gegen Craloch einschreiten werde, als Otto, der ihn selbst bestätigt hatte und ein strenges Regiment gerne sah, wie er selbst ein solches führte. Craloch fühlte den heranziehenden Sturm, packte die schönsten Stücke des Kirchenschatzes zusammen und flüchtete sich mit Waning, seinem getreuesten Anhänger, und mit wenigen Dienern an den Hof des Königs. Auf dieser Flucht wurden ihm, dem Kloster zum unersetzlichen Verlust, die mitgeschleppten Kirchenschätze gestohlen. Auch bei Otto fand der nach frühern Ereignissen schon als unverträglich bekannte Mann keine sehr freundliche Aufnahme. Es bedurfte der Fürsprache des von seinen Zeitgenossen hochgeehrten, von der Nachwelt heilig gesprochenen Bischofs Ulrich von Augsburg, um ihm einen gnädigen Empfang auszuwirken. Craloch wurde für seinen Unterhalt auf den königlichen Haushalt angewiesen. Dem standen aber zufälliger Weise Glieder der von dem flüchtigen Abte so schwer beleidigten Familie Victors und Enzelins vor, und diese besorgten den Tisch des unwerthen Gastes so nachlässig, dass er oft Mangel litt. Enzelin selbst erschien höchst unerwartet in Person an dem Hofe und beklagte sich beim König in wohl gesetzten Versen über Craloch. — Die Mönche St. Gallens waren froh, ihres Abtes ledig zu sein, und wählten seinen Bruder Anno, der wegen seines milden und wohlwollenden Charakters den Klosterbrüdern in ebenso freundlichem Andenken blieb, wie Craloch im schlimmen. Leider lebte Anno als Abt nur noch ein Jahr, zwei Monate und eine Woche; aber schon in dieser kurzen Zeit hat er sich ein bleibendes Andenken geschaffen. Denn er ist es, welcher der Stadt St. Gallen den Anfang gab, indem er das Kloster und die um dasselbe erwachsenen Häuser gegen Ueberfälle von aussen mit einer Mauer und 13 Thürmen zu umziehen begann und sein Werk schon in Kniehöhe ausgeführt zurückliess.

Abt Anno
953—954.

Gegen Ende des Jahres 954 endete auch der innere Krieg in Deutschland mit der vollständigen Unterwerfung der Widersacher des mächtigen Königs. Liudolfs Herzogthum wurde an Burchard übertragen und dieser neue Herzog durch die Vermählung mit der jungen und schönen Hedwig von Baiern zum nahen Verwandten des Herrscherhauses erhoben. Craloch rüstete sich nach fast zweijährigem Aufenthalt am Hofe zur Rückkehr in seine Abtei. Bischof Ulrich von Augsburg sollte ihn dort wieder einführen, da vorauszusehen war, dass der Empfang nicht gar freundschaftlich werden würde. In St. Gallen entstand grosse Verwirrung, als es hiess, dass der verhasste Abt auf dem Heimwege wäre. Die ungeschwächte feindschaftliche Gesinnung gegen denselben sprach sich schon darin aus, dass gerade Victor abgeordnet wurde, um Craloch's Begleiter, den angesehenen Bischof Ulrich, nach Klosterbrauch zu begrüßen und ihm das Evangelium zum Kusse entgegen zu tragen. Nachdem Ulrich das heilige Buch geküsst hatte, wandte sich Victor und ging zurück, ohne sich um den dabeistehenden Abt im geringsten zu kümmern. Der Bischof aber sprang ihm nach und zog ihn in seinem Eifer an den Haaren herum, worauf ihm Victor das Evangelienbuch vor die Füsse warf und wüthend davon eilte. Ulrich hob ruhig das Buch auf, reichte es dem Abte zum Kusse und gedachte es selbst wieder auf dem Altare der Kirche niederzulegen. Als jedoch Bischof und Abt zu der Kirche kamen, durch welche man allein zu den eigentlichen, innern Klostergebäuden gelangen konnte, fanden sie die Thüren geschlossen. Die Brüder hatten sich sämmtlich in die innern Räumlichkeiten zurückgezogen, um bei der ersten Gelegenheit das Kloster ganz zu verlassen. Ulrich klopfte an das Kirchenthor und verlangte eine Unterredung mit seinen frühern Mitschülern, — denn auch er war ein Zögling St. Gallens, — mit Ekehard, dem spätern Dekan, — mit Notker, dem Gelehrten, Maler und Arzt, wegen seiner Strenge in der Klosterzucht „Pfefferkorn“ zu benannt, — mit Gerold, dem langjährigen Vorsteher der Schule, — und mit dem jungen Burchard, der später Abt wurde, einem Verwandten des Königshauses. Als Abgesandte der Mönche näherten sich

diese vier angesehenen Männer der verschlossenen Thüre und gestatteten den Eintritt nur dem Bischof mit dem einzigen Begleiter Amalung, dem gelehrten, beredten, wohl berathenen und zu Allem geschickten Bruder Ekehard, der dazu an Frömmigkeit beinahe keinem Klosterbruder nachstand. Nach langen Unterhandlungen, bei welchen sich der Bischof für den Abt demüthigte, verstummten endlich die beredten Klagen der Mönche. Sie erklärten sich bereit, ihren Abt wieder aufzunehmen und anzuerkennen; obschon er sie ohne ihr Wissen heimlich verlassen hätte. Bevor die vier genannten Männer als Vertreter der Mönche erschienen, um Craloch einzuführen, mahnte ihn der Bischof sehr eindringlich zur Mässigung in seinen Worten und in seinem Handeln, wenn die Zukunft nicht schlimmer werden sollte, als die Vergangenheit. Ueber die Unannehmlichkeiten des ersten Wiedersehens half der gewandte Amalung hinweg und vermittelte die Begrüssung, nach welcher Craloch in den Capitelsaal geleitet wurde, wo ihn die gesammte Klostergeistlichkeit erwartete und eine allgemeine Versöhnung erfolgte. Nur Victor stürmte aus dem Kapitelhaus, als er seinen Gegner wieder auf dem Stuhle des Abtes erblickte. Mit Mühe brachte ihn Bischof Ulrich zurück und besänftigte ihn. Da endlich auch Victor mit Craloch wieder ausgesöhnt schien, glaubte er erst, seinen Auftrag ganz ausgeführt zu haben und wandte sich nach seiner Bischofsstadt Augsburg.

Zwei Jahre später wurde der von Craloch misshandelte Enzelin, Victors Onkel, Abt zu Pfävers. Victor wünschte ihn zu besuchen und wäre dann vielleicht ganz bei ihm geblieben. In St. Gallen wagte ihn Niemand aufzuhalten, als er sich in Abwesenheit des Abtes zum Abmarsche bereit machte; doch meldete man seine Absicht dem Abte. Der brauste zornig auf und befahl einem an dem Wege nach Pfävers wohnenden adeligen Dienstmann, weil von den Klosterleuten Keiner an den hochgeborenen Mann Hand angelegt hätte, dem widerspenstigen Victor aufzulauern und ihn mit Gewalt nach dem Kloster zurückzubringen. Der Ritter passte wohl auf, hielt den arglosen Reitersmann an und erklärte ihm, dass er ihn nach St. Gallen zurückführen müsste. Als sich Victor weigerte, begannen die Knechte ihn mit ihren Lanzenschäften anzutreiben. Da ergriff der Mann von edler Abkunft einen nahe liegenden Knüttel und schlug mit demselben den Ritter halbtodt von seinem Rosse herunter. Sogleich stürzen die Knechte über Victor her, reissen ihn vom Pferde und stechen ihm die Augen aus. Vergeblich bejammerte ihr Herr die blutige That, als er sich wieder erholt hatte. Sie war geschehen und erregte bei der zahlreichen und mächtigen Verwandtschaft des Geblendeten die heftigste Rachsucht, bei den Klosterbrüdern ausserordentliche Entrüstung gegen den Abt, der sogleich als Urheber des unerhörten Frevels bezeichnet wurde, und bei dem Abte selbst Schrecken und Entsetzen. Der Ritter, der den unheilvollen Auftrag empfangen hatte, wurde kurze Zeit nach der Unthat von den Verwandten Victors erschlagen, sein Knappe an einen Baum gehängt. Der unglückliche Victor war zuerst in eine nahe liegende Sennhütte des Klosters, dann nach dem Kloster selbst gebracht worden. Hier verpflegte und heilte ihn der geschickte Notker so gut, wie möglich. Sein Anblick verstärkte den Widerwillen gegen den Abt, der gar nicht in das Kloster zurückzukommen wagte und sich auf den Rath seiner Getreuen stets mit Bewaffneten umgeben und selbst bewaffnet hielt, weil er sich vor der Rache der Rätier seines Lebens nicht mehr sicher erachtete. Seine Sorgfalt für den verstümmelten Victor suchte er dadurch zu zeigen, dass er dem Dekan Waldo sorgfältige Pflege des Unglücklichen anempfahl. Waldo ertheilte dem Boten die bittere Antwort: „Den muss ein Anderer besorgen, als ich. Sage deinem Herrn, dass vor mir die Dekane St. Gallens die Kranken immer ungeheissen besorgten, einen solchen aber nie, und schwerlich mag je ein Abt einen Mönch, den er blinden liess, einem Dekan zur Besorgung übergeben haben.“ Ueber diese Antwort verlor Craloch vor Schreck beinahe die Sprache; sie offenbarte die Stimmung des Klosters gegen ihn zu deutlich. Jetzt freilich, nachdem unheilbarer Schaden angerichtet worden war, fand der Hass der feindseligen Männer in gemeinsamem Unglück sein Ende. Victor widmete sich ganz seinem Lehrfache, erlangte grossen Ruf und wurde später durch Bischof Erchenbald nach Strassburg gezogen, wo er mit bestem Erfolge lehrte. Sein Leben beschloss

er als Einsiedler in den Hochfelder Bergen des Elsasses. Die Heftigkeit des Abtes war für immer gebrochen. Als er nach längerer Zeit in das Kloster zurückkehrte, stand ihm dort Victor als lebendiger Vorwurf vor Augen; zudem ging die Sage, dass Kaiser Otto ihn wegen des unglücklichen Ereignisses zur Rechenschaft ziehen und ihn der Abtei entsetzen werde. Seine Tage waren getrübt durch diese Furcht und das Bewusstsein, dass man ihn doch als Urheber von Victors Unglück betrachte, trotz seines Anerbietens, sich durch einen Eid von dem auf ihm lastenden Verdachte zu reinigen. Vor den rachsüchtigen Freunden Victors, die keine angebotene Versöhnung annehmen wollten, musste er sich innerhalb und ausserhalb des Klosters stets bewachen lassen. Nachdem daher der wackere Ekehard zum Dekane gewählt worden war, überliess er ihm mit allgemeiner Zustimmung grösstentheils die Geschäfte. Kurze Zeit darauf befel ihm bei einem Spazierritte nach Herisau die tödtliche Krankheit und warf ihn dort auf das Lager. Vor seinem Ende veranlasste er die Mönche mit leichter Mühe, den Dekan Ekehard zu seinem Nachfolger zu wählen. Craloch starb am 26. Februar 959. Bevor aber Ekehard die königliche Bestätigung erlangen und die Abtei wirklich übernehmen konnte, stürzte er mit seinem Pferde vor der Klosterpforte auf Glatteis und trug von dem Sturze einen Beinbruch und einen zerquetschten Fuss davon. Die damalige Arzneikunst vermochte ihm das übel zugerichtete Glied nicht mehr gehörig einzurichten; Ekehard blieb hinkend und war damit untauglich zur Abtswürde. Die Brüder übertrugen die Würde einmüthig auf Burchard.

Burchard war der Sohn des Grafen Ulrich und der Wendelgarde, einer nahen Verwandten des sächsischen Königshauses. An den Namen seiner Eltern und an seine Geburt heftet sich folgende anmüthige Legende: Graf Ulrich wohnte mit seiner Gemahlin als Graf des Linzgau's, d. h. der jetzt schwäbischen Ufergegenden des Bodensees, in Buchhorn, dem heutigen Friedrichshafen. Nachdem ihm der erste Sohn, Adalhard, geboren war, kam die Nachricht nach Buchhorn, dass die Ungarn in Oberbaiern eingefallen wären und seine Besitzungen dort verwüsteten. Ulrich eilte zum Schutze derselben fort und lieferte den Ungarn ein Treffen, wurde aber in demselben besiegt und als Gefangener fortgeführt. Wendelgarde harrte vergeblich auf die Rückkehr ihres Gatten. Sie betrauerte ihn endlich für todt und zog sich als Wittve nach St. Gallen zurück, wo sie sich in eine Klausen einschloss und frommen Uebungen lebte. Nur je an dem vermeintlichen Todestage ihres Gemahles begab sie sich nach Buchhorn, um dort zum Andenken Ulrichs ein Todtenamt zu feiern und reichliche Almosen auszutheilen. An dem vierten Jahrestage nun drang ein Bettler gar ungestüm und laut auf sie ein und verlangte ein Kleid von ihr. Unwillig schilt sie ihn wegen seiner Zudringlichkeit, gibt ihm aber doch das Verlangte. Da ergreift der Bettler sammt dem Kleide ihre Hand, zieht die hohe Frau an sich und küsst sie trotz ihres Widerstrebens. Und als die Begleiter der Gräfin entrüstet Hand an ihn legen wollen, streicht er sich das lange Haar aus der Stirne und ruft: „Schonet mit Schlägen, deren ich genug getragen habe und erkennet in mir euern Ulrich.“ Mit freudigem Erstaunen erkannten die Männer in dem Bettler ihren der Gefangenschaft entronnenen Herrn und brachten ihm ihre Glückwünsche dar. Wendelgarde aber, ganz betäubt über die ihr widerfahrene Ungebühr, klagte: „Jetzt erst fühle ich, dass Ulrich todt ist, da ich solche Gewalt von einem Unbekannten erlitten habe.“ Ulrich musste ihre Hand nach der wohlbekanntten Narbe einer Wunde hinführen, ehe sie in ihm den verloren geglaubten Gemahl zu erblicken und sich der Freude hinzugeben wagte. Ein Bad wurde für Ulrich gerüstet, mit schönen Kleidern wurde er angethan und mit Festlichkeiten durch viele Tage zogen die wiedervereinigten Gatten auf's Neue in die verlassenen Räume der gräflichen Wohnung. Aus dieser zweiten Verbindung des treuen Paares stammte Burchard. Wendelgarde starb bei seiner Geburt. Der ausserordentlich zarte Knabe wurde nach ihrem Gelübde dem heil. Gallus geweiht und mit reichen Geschenken nach St. Gallen gebracht, um hier zum Klostergeistlichen erzogen zu werden. Burchard hatte einen so zarten Körper, dass ihn jeder Mückenstich bluten machte; der Stock und die Peitsche, die in den Klosterschulen eine grosse Rolle spielten, durften daher bei ihm nicht angewandt

werden; und als er Mönch geworden, erlaubte ihm der Bischof von Augsburg zu seiner Stärkung ausdrücklich das Fleischessen. Seinem zarten Körper entsprach der feine, milde und liebenswürdige Geist, der ihn bei Jedermann und voraus im Kloster beliebt machte.

Nach seiner Wahl machte sich Burchard der Sitte gemäss bereit, mit einer ansehnlichen Gesandtschaft nach Hofe zu fahren, um dem Könige den Hirtenstab der erledigten Abtei zu überbringen und ihn für sich zurück zu erbitten. Als die Gesandtschaft vor Otto kam und dieser den kleinen, aber wohlgestalteten Burchard erblickte, rief er ihm sogleich zu: „Komm her, mein Vetterchen, und küsse mich,“ und begrüßte ihn auf das Zärtlichste. Auch die andern Mönche empfing er freundlich und sprach zu ihnen: „Was ihr wollt, das sehe ich; wen ihr aber wollt, weiss ich nicht.“ „Gerade den du umarmt hältst,“ antworteten sie, „unsern Herrn Burchard.“ Auch Eckehards Gruss überbrachten sie dem Kaiser und seine Fürsprache für Burchard. Da begann Otto: „Ich fürchte, dass ihr aus Angst vor der Strenge der Zucht, welche eure Väter vor Allem liebten, auf diesen euch so milden und nachsichtigen Kleinen gekommen seid. Warum habt ihr den Mann, von dem ihr sprecht, den edlen Eckehard, nicht gewählt?“ Als sie ihm aber Eckehards Unfall erzählt hatten und ihn versicherten, dass Burchard bisher gar nicht so nachsichtig in der Klosterzucht gewesen wäre, dass zu befürchten stände, er würde als Abt dieselbe irgendwie vernachlässigen, wandte sich Otto zu Burchard, fasste ihn mit der Hand am Kinne und sprach mit zärtlichen Worten: „Du also sollst mein Aebtchen sein? Nun, wenn es Gottes Wille ist, werde es auch der meinige.“ Dann übergab er ihm den Hirtenstab und bestätigte ihn damit als Abt von St. Gallen. Fröhlich kehrten die Mönche mit ihrem neuen Abte nach Hause zurück.

Abt Burchard
959—971.

Unter der milden Leitung des fein gebildeten Burchard begann für das Kloster St. Gallen eine zweite geistige Blüthezeit. War auch in Burchard und seinen Zeitgenossen vielleicht nicht mehr die ganze begeisterte Kraft der Zeit Hartmuts und der drei Freunde, die am Beginne unseres Blattes stehen, so wurde dafür ohne Zweifel jetzt schon eine ausgebildeterere und vielseitigere Wissenschaft in St. Gallen getrieben, und mit der freiern Bildung begann das Streben nach freiern Formen. St. Gallen genoss damals mehr den Ruf einer trefflichen Bildungsstätte, als eines strengen Klosters. Wenn aber Burchard und seine Freunde auch nicht gerade die Erfüllung jedes Punktes der Klosterregel als höchste Pflicht betrachteten, so waren sie deswegen doch nicht arm an den schönsten, geistlichen Tugenden. Die ausserordentliche Freigebigkeit des Abtes bewog seinen Neffen, den gewissenhaften Kämmerer Richer, zu ernsthaften Vorstellungen über solche Verschwendung; Eckehard dagegen, der wackere Dekan, that dem edlen Hange Burchards allen möglichen Vorschub und steckte ihm unter der Hand Kleidungsstücke aller Art zu, mit welchen der gutherzige Abt die Blößen der Armen bekleiden konnte. Ebenso war Eckehard unermüdlich in der sorgfältigsten Pflege der Kranken, die bei dem Kloster Heilung suchten. Es störte ihn in seinem menschenfreundlichen Walten nicht, dass mit der Mildthätigkeit des Klosters öfter Missbrauch getrieben wurde, worüber uns die Klosterchronik folgendes ergötzliche Geschichtchen — und gewiss eines von vielen — aufbewahrt hat.

Es war einst in die Herberge der Kranken auf einem Wagen, ein Italiener gebracht worden, als gichtbrüchig. Der Diener, dem Eckehard strenge die sorgfältige Behandlung aller kranken Ankömmlinge anbefohlen hatte, sollte dem gichtbrüchigen Menschen ein Bad zubereiten. Da aber der Kranke ausserordentlich dick und schwer war, vermochte der Klosterdiener ihn kaum mit Anstrengung aller Kräfte in die Badewanne zu heben und begann, als ziemlich heftiger Natur, seinen Aerger an Eckehard auszulassen, der ihm solche Beschwerde verursachte: „Wahrlich, einen einfältigeren Menschen, als meinen Herrn kenne ich nicht, der nicht unterscheiden kann, wem er eine Wohlthat erweist, und mir aufträgt, einen solchen fetten Wanst mit meinem Rücken zu heben.“ Dem Gichtbrüchigen aber hatte er das Bad zu heiss angerichtet. Der rief daher in seinem Italienisch: „caldo,

caldo“, was auf Deutsch „warm“ bedeutet. Der Diener verstand jedoch kein Italienisch und nahm das italienische „caldo“ für das deutsche „kalt“. „Nun,“ sprach er, „ich werde Dir schon warm machen,“ schöpfte aus dem Kessel siedendes Wasser und goss es in die Wanne. Der Italiener wiederholt mit schrecklichem Geschrei sein: „caldo, caldo“ und der ungeduldige Deutsche schreit: „Wahrhaftig, wenn es jetzt noch kalt ist, werde ich es dir, so wahr ich lebe, sogleich warm machen“ und giesst immerfort siedendes Wasser zu, bis der Kranke, seiner Gichtbrüchigkeit vergessend, plötzlich aus dem Bade springt und der Thüre zueilt, um sich davon zu machen. Bevor er aber den Riegel bei Seite schieben konnte, hatte der über die durch das warme Bad zu Tage getretene Betrügerei noch mehr erboste Knecht ein glühendes Scheit aus dem Feuer gerissen, fiel damit über den Menschen her und bearbeitete seinen breiten Rücken jämmerlich, bis Eckehard durch das Geschrei aus den obern Gemächern des Hauses herbeigezogen wurde, und die beiden Männer mit verdienten deutschen und italienischen Scheltworten auseinander und zur Ruhe brachte.

Nicht geringern Ruhm, als der Dekan Eckehard, brachte dem Kloster zu den Zeiten Abt Burchards des Dekans gleichnamiger Neffe, Eckehard der Jüngere, der „Höfling“ zugenannt. Aus der hohen Gestalt des blühend schönen, jungen Geistlichen glänzten die feurigsten Augen; der Kaiser Otto selbst gestand, dass er Keinen kenne, dem die Kutte des heil. Benedict besser stehe. In den griechischen und lateinischen Schriftstellern war Eckehard wohl bewandert, nicht weniger geschickt mit der Hand zum Schreiben und Ausmalen der Bücher. So leitete er auch seine zahlreichen Schüler je nach ihrer Begabung mehr zu ernstem Studium oder zu künstlerischer Fertigkeit an. Die Klosterschule St. Gallens erlangte unter ihm neuen Glanz; ihre Zöglinge gelangten zu grossem Ansehen und den höchsten Würden. Bei einer Synode zu Mainz traf Eckehard einst nicht weniger als sechs Bischöfe zugleich, die alle seine Schüler gewesen waren. — Während aber Eckehard mit Ernst und Eifer in der St. Gallischen Schule waltete, hielt auf dem schroffen Hohentwil als jugendliche Gemahlin des tapfern Schwabenherzogs Burchard die schöne Herzogin Hedwig Hof, eine Tochter des Baiernherzogs Heinrich und als solche Bruderstochter des grossen Otto. Stolz, klug und von unbeugsamen Willen war sie eine ächte Tochter des sächsischen Königsgeschlechtes und in Schwaben nicht weniger gefürchtet wegen ihrer Strenge, als Otto im ganzen Reich. Von Jugend auf hatte sich ihr männlicher Geist den Wissenschaften zugewandt, veranlasst zunächst durch ihre frühe Verlobung mit dem schwächlichen Prinzen, der damals auf dem fernen griechischen Throne sass. Gesandte desselben kamen nach Baiern, um die künftige Braut in der griechischen Sprache zu unterrichten. Das trotziges Mädchen hegte aber den heftigsten Widerwillen gegen ihren Bewerber und gab sich alle Mühe, einen entsprechenden Widerwillen in ihm zu erwecken, indem sie ihr Gesicht in die hässlichsten Grimassen verzog, als sie für ihn gemalt werden sollte. Es gelang ihr auch, die verhasste Verbindung zu vereiteln. Nun herrschte sie als Herzogin von Schwaben an der Seite und zum Theil an der Stelle ihres ältern Gemahls über weite deutsche Gauen. Bei einem Besuche im Kloster St. Gallen wurde Hedwig von Eckehard als dem Klosterpförtner empfangen und fasste sogleich eine grosse Zuneigung zu ihm. Als daher Abt Burchard seine hohe Verwandte durch Geschenke ehren wollte, wies sie Alles zurück und bat sich nur das Eine aus, dass ihr Eckehard eine Zeit lang als Lehrer überlassen werde. Ungerne gaben der Abt und der Oheim des jungen Mannes dazu ihre Einwilligung; Eckehard selbst aber hatte der Herzogin seine Zusage heimlich schon gegeben. So mussten auch die Vorgesetzten dem Wunsche Hedwigs entsprechen, und Eckehard zog nach dem Hohentwil, wo er mit Ungeduld erwartet wurde. Er erhielt sein Zimmer neben demjenigen der strengen Gebieterin und las Tage lang mit ihr in Gegenwart einer Gesellschafterin und bei offenen Thüren die alten Schriftsteller. Doch sicherte ihn sein Ehrenamt nicht vor harter Behandlung, die ihn das stille Kloster zuweilen mit Schmerzen entbehren liess; denn Hedwig vermochte keinen Widerspruch zu ertragen und strafte ihre Leute rasch und rücksichtslos. Dem Kloster brachte die vornehme Verbindung mancherlei Vortheile. Wenn

Eckehard auf Besuch nach St. Gallen ging, schickte ihm die Herzogin öfter reiche Geschenke, besonders an Kirchenschmuck für das Kloster, nach Steinach voraus. Dann brachte Eckehard wohl ein paar junge Klosterschüler mit sich auf den Hohentwil zurück und stellte die gelehrigen Knaben der hohen Frau vor, woran sie grosse Freude hatte. Am schnellsten wusste der kleine Burchard, der später der zweite Abt dieses Namens wurde, ihre Gunst zu erwerben. Als Hedwig ihn zum ersten Mal erblickte, fragte sie, wozu der gekommen wäre! „Des Griechischen wegen, meine Herrin,“ erwiderte Eckehard, „habe ich den sonst geschickten Knaben zu Euch gebracht, damit er aus Eurem Munde Etwas erhasche.“ Burchard aber begann gleich in lateinischen Versen zu antworten: „Grieche, o Herrin, möchte ich sein und bin kaum Lateiner.“ Höchlich ergötzt über die gewandte Antwort des hübschen Knaben gab ihm die Herzogin einen herzlichen Kuss, setzte ihn auf einen Schemel zu ihren Füßen und wollte, dass er noch mehr solche Stegreifverse mache. Der Knabe sah zu seinem Lehrer auf, wie verdutzt über solche Küsse, und begann so:

„Nicht kann ich sogleich Verse machen für Euch;

Zu sehr verwirrt den Sinn der Kuss der Herzogin.“

Trotz aller gewohnten Strenge brach Hedwig bei diesen Knittelversen in ein lautes Gelächter aus. Sogleich begann sie ihren Griechisch-Unterricht mit dem klugen Schüler, stellte ihn vor sich hin und lehrte ihn den Kirchengesang, den sie selbst in das Griechische übertragen hatte: „Meere und Flüsse, lobet den Herrn! preiset ihr Quellen den Herrn! Halleluja!“ Von da an liess sie Burchard öfter zu sich kommen, liess ihn Stegreifverse machen und lehrte ihn dafür Griechisch und gewann ihn überaus lieb. Die Handschrift des Horaz und anderer Dichter, welche sie ihm zuletzt bei seinem Abschiede schenkte, bewahrte das Kloster als kostbare Schätze in seiner Bibliothek.

Die Gunst der gefürchteten Herzogin und die freiere Lebensart seiner Mönche erweckten dem Kloster St. Gallen viele Neider. Besonders war Rudmann, der Propst und spätere Abt von Reichenau, den St. Gallern aufsätzig und verbreitete nachtheilige Gerüchte über ihr Klosterleben. Vergebens baten sie ihn durch Eckehard, seine Zunge etwas im Zaume zu halten. Rudmann fuhr mit heftigen Drohungen über den Boten her, und da er glaubte, dass Eckehard weiter nach Hohentwil gezogen wäre, wollte er dessen Abwesenheit benutzen, um sich Nachts in das Kloster einzuschleichen und dort für seine Zwecke zu spioniren. Er liess sein Pferd satteln und ritt mit einigen Begleitern nach St. Gallen; während er sich in die wohlbekanntnen Klostersräume schlich, sollten ihm die Gefährten beiseits warten. Bis in den Schlafsaal der Brüder gelangte Rudmann unbemerkt. Allein hier entdeckte Eckehard, der auf den unfreundlichen Bescheid Rudmanns von Reichenau nach St. Gallen zurückgeeeilt war, den in einem finstern Winkel sitzenden Mann. Verwundert hielt er die unbekanntne Gestalt fest, bis er nach längerer Zeit an dem Schnauben, in welches Rudmann bei heftiger Aufregung zu gerathen pflegte, den Propst von Reichenau in derselben erkannte. Schnell gab er einem der Brüder heimlich den Auftrag, die Laterne herbeizuschaffen, welche sonst nur für den, damals gerade abwesenden, Abt gebraucht wurde. Diese angezündete Staatslaterne setzte er vor den fremden Gast hin, der sich in seiner Verlegenheit nicht zu helfen wusste, breitete Stroh vor ihm aus, das damals mit Binsen die Stelle der Teppiche vertrat, und stand ehrerbietig als Capellan zur Seite. Die Mönche, die erstaunt herbeiliefen, um zu sehen, für wen die Abtslaterne angezündet wäre, mahnte er durch Zeichen zum Stillschweigen. Endlich, nach einer für Rudmann schrecklich langen, peinlichen Pause nahm Eckehard die Laterne zur Hand, ging dem entdeckten Eindringlinge voraus und leuchtete ihm auf dem gleichen Wege hinaus, auf dem er hineingekommen war. Erst als sie in das am Ausgange der Clausur oder des innern Klosters gelegene Sprech- und Empfangszimmer für Gäste gelangten, hiess er ihn stille sich setzen und liess seinen Oheim, den Dekan Eckehard, und die übrigen Brüder zusammenrufen, damit auch sie erführen, welchen Gast sie hätten. Da gerieth nun Rudmann in grosse Angst, als die Mönche von allen Seiten herbeieilten, Notker „Pfefferkorn“ mit scharfen Worten und ein heftiger junger

Bruder gar mit der Peitsche auf ihn eindrang. Flehentlich bat er den verständigen Dekan, ihn vor Misshandlung zu schützen und versprach den Brüdern zwei Fässer Wein, wenn sie ihn schonten. Des Propstes Bitten und Versprechungen besänftigten wirklich die Erzürrnten. Der kluge Eckehard brachte Rudmann selbst zu seinen vor dem Kloster harrenden Gefährten und empfing die lebhaftesten Danksagungen von dem erschrockenen Manne. Die zwei versprochenen Fässer Wein langten bald nachher in St. Gallen an.

Damit war jedoch die Sache noch nicht erledigt. Das Gerücht des schlimmen Streiches erreichte bald Hedwig, und sofort lud sie Rudmann vor öffentliches Gericht und verurtheilte ihn zu hundert Pfund Silber Busse. Fünfzig Pfund musste er bezahlen, die andern fünfzig schenkte sie ihm auf Verwendung des Bischofs von Constanz. Um Abt Burchard zu begütigen, der über den nächtlichen Einbruch in sein Kloster heftig entrüstet war, schickte ihm die Herzogin ein schönes Reitpferd zum Geschenke. In Rickenbach, einem der Abtei zugehörigen Hofe, trafen die Boten der Herzogin den Abt und überreichten ihm den Zelter. Voller Freude liess ihn Burchard sogleich satteln und schwang sich auf seinen Rücken. Allein das muthige Thier warf seinen Reiter dermassen an einen Pfosten des Hofthors, dass es dem ohnehin zartgebauten Manne die Hüfte auseinanderschlug. Die Heilkünste Notkers, des Arztes, vermochten ihn nicht besser herzustellen, als dass er sein Leben lang nur noch an Krücken gehen konnte. Rudmann säumte nicht, diesen Unfall auszubeuten und eifrig auszustreuen, dass die Mönche St. Gallens zu gut leben und dass der lahme Abt die Ordnung nicht handhaben könne. An dem ersten Vorwurf war insofern ein Schein der Wahrheit, als sich die St. Galler Mönche allerdings als Ersatz für den ihnen erlaubten, aber damals in ihren Kellern sehr spärlich vorhandenen Wein gegen die Bestimmungen der Klosterregel öfter das Fleischessen gestatteten und, auch der Regel entgegen, mit Erlaubniss des Abtes sich von ihren Freunden und Verwandten ausserhalb des Klosters Lebensmittel zuschicken liessen, die nicht auf den allgemeinen Tisch, sondern den Einzelnen zu Gute kamen. Das Letztere hatte seinen Grund darin, dass das Kloster sich von den Nachwehen des Brandes noch immer nicht ganz erholt hatte und kurze Zeit nach dem Brande durch eine neue Plage heimgesucht worden war. Die Sarazenen, welche zu jenen Zeiten Italien schrecklich verwüsteten, hatten sich sogar bis über die Alpen gewagt und streiften mit ihren leichten Reiterhaufen das Rheinthal hinunter bis nach St. Gallen. Die Besitzungen des Bischofs von Chur und der Abtei wurden mit Allem, was ihnen am Wege lag, von Grund aus verheert und wüste gelegt. So keck waren die gewandten Fremdlinge, dass sie sogar die Processionen der Brüder durch Pfeile störten. Die schwerfälligen Bewaffneten des Klosters konnten ihnen nicht zu Leibe kommen, bis der damalige Dekan Waldo sie einst Nachts mit Lanzen, Sensen und Beilen überfiel, Mehrere tödtete und Einige gefangen nahm. Die Fliehenden zu verfolgen hielt er für unnütz und kehrte mit den Gefangenen als Sieger nach dem Kloster zurück. Sie nahmen weder Speise, noch Trank zu sich und starben so. Ihre Gefährten verloren sich erst nach und nach wieder, indem sie in Alpenthälern irgendwo ansässig oder in kleinen Abtheilungen aufgerieben wurden. Gegen die Stösse, welche die Abtei in so kurzer Zeit durch Verheerungen der Ungarn, des Feuers und der Sarazenen erfahren hatte, wusste sich Burchard eben nur dadurch zu helfen, dass er die Klosterbrüder für ihren Unterhalt möglichst für sich selber sorgen liess und die Pflege von Kirche und Schule wichtiger erachtete, als das Essen nach Vorschrift. Und in seinem kirchlichen und geistigen Leben blühte St. Gallen damals schöner, als irgend ein anderes Kloster.

Indessen waren Rudmanns Einflüsterungen über das ungeordnete Klosterleben St. Gallens bis an den kaiserlichen Hof gelangt. Vergebens verwandte sich der jüngere Eckehard für sein Kloster, der um jene Zeit durch die Herzogin Hedwig an den Hof gebracht worden war und dort ausserordentlich schnell zu Ansehen und Einfluss gelangte, besonders bei der Kaiserin Adelheid und dem jüngern Otto. Der Kaiser beschloss, die Zustände der Abtei St. Gallen durch eine Commission der

ersten Bischöfe und Aebte des Reiches untersuchen zu lassen. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand der Erzbischof von Trier; es folgten die Bischöfe von Worms, von Speier, von Metz, von Würzburg, die Aebte der berühmten Klöster Elwangen, Lorsch und Weissenburg. Sie erhielten den Auftrag, mit aller Rücksicht zu Werke zu gehen, um das Uebel nicht schlimmer zu machen, und gemeinschaftlich mit den St. Gallern dasjenige zu verbessern, was nöthig wäre. Sollten sich aber Klosterbrüder finden, welche, durch ihr Wissen aufgeblasen, sich den Gesandten widerspänstig zeigen würden, so hätten sie diese dem Kaiser zuzuschicken, damit sie von ihm als Lehrer an den Schulen untergebracht oder in regelmässige Klöster gesteckt werden könnten. Ekehard eilte der Gesandtschaft voraus, um den Abt von dem Auftrage und der bevorstehenden Ankunft der hohen Gäste zu benachrichtigen. Am 23. Mai 966 langten die Gesandten am Feste des heil. Desiderius in St. Gallen an und wurden von dem Abt und den Brüdern festlich empfangen.

Unter Führung des Dekans hielten die Herren Inspection in allen Theilen und Gebäuden des Klosters, von denen einige seit dem Brande nur nothdürftig gedeckt waren, und sahen nach den gemeinsamen Vorräthen und nach denen der Einzelnen. Sie wunderten sich über die Einfachheit und die geringen Vorräthe, die sie fanden. Dann wandten sie sich unter Anführung des Erzbischofs von Trier zu der Versammlung der Mönche. Ehrfurchtsvoll erhoben sich die versammelten Brüder beim Eintritte der Prälaten; als aber der junge Bischof Dietrich von Metz, der noch vor Kurzem im Kloster Gerolds Schüler gewesen war, als Inspector mit dem offenen Buch der Benedictinerregel an seinem Lehrer vorbeiging, raunte ihm dieser zornig zu: „Du bringst gegen mich das Buch einher, das ich geschlossen besser kenne, als du offen? Schliesse es!“ Der Bischof erröthete bei den Worten des Lehrers und schloss sein Buch sofort. Nach einer freundlichen, achtungsvollen Anrede des Erzbischofs gaben auf seinen Wunsch der Dekan Ekehard und Nofker, der Arzt, Rechenschaft über den gewöhnlichen Gang des Klosterlebens. Alle Aebte der Commission waren einverstanden, dass die St. Galler Mönche ganz nach der Regel des heil. Benedict arbeiten, nur nicht nach derselben essen. Die Brüder wurden hierauf ersucht, selbst unter sich zu berathen, wie den gerügten Uebelständen abzuhelpen wäre. Ihren freiwilligen Entschluss, alle Vorräthe der Einzelnen künftig zusammenzulegen und sich des Fleischessens ganz zu enthalten, die Fälle ausgenommen, wo es die Regel ausdrücklich erlaube, vernahmen die Visitatoren mit Freude. Sie legten sofort 45 Pfund Silber zusammen, um den dringendsten Bedürfnissen des in rauher Gegend gelegenen und von rauhen Zeiten heimgesuchten Klosters abzuhelpen. Der Erzbischof von Trier versprach überdies, dem Kloster zum Andenken an diesen Besuch jährlich 10 Fässer Wein zu schicken, der Bischof von Metz versprach ebenso viele Scheffel Salz. Ein frohes Mahl beschloss die gefürchtete Visitation, und alle Gesandten liessen sich unter die auswärtigen oder beigeschriebenen Brüder aufnehmen. Sie setzten einen gemeinschaftlichen Bericht an den Kaiser auf, den der Erzbischof von Trier und der Abt von Lorsch überbringen sollten. Dann reiste die Gesandtschaft nach freundlichem Abschiedstrunke ab. Kurze Zeit nachher erschien Abt Kebo von Lorsch neuerdings in St. Gallen mit 60 Pfund Silber von Kaiser Otto und mit dem Auftrage, drei Wochen als Gast in dem Kloster zu bleiben, um den St. Gallern in genauer Beobachtung der Klosterregel voranzugehen und sie selbst daran zu gewöhnen, genau nach der Regel zu leben. Kebo fand Abt und Mönche willig und brachte die bestimmte Zeit im besten Einvernehmen mit ihnen zu. Sein Abschied von dem Kloster wurde allgemein bedauert und seine scherzhafte Anspielung auf den lahmen Abt und den hinkenden Dekan: „Es ist besser, dass die Könige hinken, als die Reiche,“ blieb unter den Brüdern lange in Erinnerung. Im Uebrigen erwiesen sich die Verhältnisse eben stärker, als alle, für Klöster unter dem Himmel des fruchte- und weinreichen Italiens berechneten Regeln des heil. Benedict. Der Bischof von Constanz selbst begann nach einigen Jahren den Alten und Kranken des Klosters wieder von auswärts kräftigere Lebensmittel zu schicken, und befahl dem Abte, ihnen die geheizten Privatzimmer wieder zu öffnen. Darauf erlaubte Burchard auch den übrigen Brüdern,

von ihren auswärtigen Freunden auf's Neue Unterstützung anzunehmen; doch mussten sie dieselbe zu allgemeinem Gebrauche zusammenlegen. Freilich wurde einst einer der Aermern ertappt, wie er, dieser Vorschrift entgegen, das von seinen Freunden Empfangene mit Eifer allein verzehrte. Der antwortete aber auf die Vorwürfe ohne langes Besinnen und ohne sich in seinem Geschäfte stören zu lassen: „Wenn der Schuh getheilt wird, so wird Niemand beschuht.“

Als Burchard alterte, liess er mit Einwilligung des Bischofs von Constanz den alten Haselstrauch umhauen, bei welchem Gallus in die Dornen gestürzt war, um den Platz eine Kapelle bauen und an der Stelle, wo der Strauch gestanden hatte, den Altar der Kapelle weihen. An die Mittagseite dieser Kapelle, wo ein Fenster den Einblick in ihr Inneres gestattete, wollte Burchard eine Klausel anbauen und sein Leben in derselben beschliessen. Allein Bischof Konrad von Constanz und der Dekan Ekehard widersetzten sich diesem Lieblingsplane des gebrechlichen Greisen so ernstlich, dass er wider Willen gleich seinen Vorgängern den für die abdankenden Aebte bestimmten „Winkel der Alten“ beziehen und sich dort verpflegen lassen musste. Hier überlebte Burchard noch seinen Nachfolger, den jungen und kräftigen Notker, der in vier kurzen Jahren die von Anno begonnene Stadtmauer ausbaute, die Klosterbrüder an strenge Ordnung gewöhnte und die lange zerrütteten Finanzen des Klosters zur schönsten Blüthe brachte. Hier erlebte Burchard auch noch den Besuch des Kaisers Otto. Am 14. August 972 traf er mit seinem gleichnamigen Sohne, dem schon zum deutschen Könige und römischen Kaiser gekrönten Otto, und mit vornehmer Gefolge in St. Gallen ein. Allen voraus schritt der grosse Kaiser, der gewaltigste Herrscher Europa's, in die Kirche, wo die Mönche eben Gottesdienst hielten, und erprobte selbst ihre Klosterzucht, als er mitten zwischen die Chöre stand, die Reihen der Brüder mit grossen Augen durchmusterte und absichtlich seinen Stock zur Erde fallen liess, ohne dass sich ein Kopf der Brüder bewegte. Erst nach Beendigung des Gottesdienstes wurde der hohe Gast ehrfurchtsvoll begrüsst. Als ihm die Ersten des Klosters vorgestellt wurden und er Notker, den Arzt, nicht unter ihnen erblickte, fragte er sofort nach diesem. Man zeigte ihm den vor Alter blinden Greisen in seinem Sessel sitzend, und Otto sandte seinen königlichen Sohn ab, dass er den blinden Mann zu ihm brächte, empfing ihn mit Kuss und freundlichem Troste und geleitete ihn selbst an der andern Hand in das Innere des Klosters. Wohl hatte der hochgeehrte, von zwei Kaisern geführte Greis Ursache zu rufen: „O ich glücklicher Blinder, der ich heute Führer habe, wie sie niemals Jemand verdiente.“

Abt Notker
971—974.

In dem Glanze dieses kaiserlichen Besuches wollen wir, gleich dem St. Gallischen Chronikschreiber, dem wir unsere Erzählungen entnommen haben, das Kloster St. Gallen verlassen. Wohl folgte der schönen Blüthezeit noch ein kurzer Nachsommer, als dessen schönste Frucht Notker „mit der dicken Lippe“ die hochdeutsche Sprache in ihrer schönen Einfachheit mit Regeln bezwungen und dadurch St. Gallen ein mindestens ebenso werthvolles und bleibendes Denkmal errichtet hat, als der erste Notker mit seinen Kirchenliedern und geistlichen Schriften; aber die Bedeutung der Stiftung des heil. Gallus als Bildungsstätte für ganz Oberdeutschland neigte sich ihrem Ende zu. Es kam die Zeit, wo ringsum in den deutschen Landen zahlreiche Klöster gestiftet wurden, die sich für ihre nähere und weitere Umgebung in die zuerst von St. Gallen allein übernommene Aufgabe theilten. Es kam die Zeit, wo die Aebte des Klosters als Grosse des Reichs mit den Kräften der Abtei die innern und äussern Kämpfe desselben ausfechten halfen und die Abtei dadurch an den Rand des Untergangs brachten. Es folgte die Zeit, wo der Abt sich zum Landesfürsten über sein Gebiet erhob, wo die Stadt sich los machte von seiner Herrschaft und durch ihren Reformator Vadian den milden Glanz eines neuen, nur allzu kurzen geistigen Tages über das stille Thal heraufführte. Dann wanderten Abtei und Stadt gleich feindlichen Brüdern ihre getrennten Wege nebeneinander, bis beide von dem gleichen Sturme verschlungen in einer neuen Schöpfung aufgingen und innerhalb derselben nebeneinander Platz fanden. Durch alle diese wechselnden Zeiten hindurch aber blieb unbewegt, gleich einem

Abendrothe über unsern Hügeln der Ruhm jener geistigen Grösse des Klosters St. Gallen. Und neues, geistiges Leben zu wecken auf dem ewig gleichen Grunde aller Zeiten, aber in den Formen unserer Zeit und in Verbindung mit den Kräften unserer Tage, das ist die Aufgabe, an welcher der historische Verein mitwirken will. In diesem Sinne betrachtet er sich auch als einen Nachfolger des jenen Klosters St. Gallen, welches seine zwei letzten Neujahrsblätter dargestellt haben; damit rechtfertigt er auch das lange Verweilen bei diesem klösterlichen Stilleben, wenn die Wiedergabe der lebensvollen Erzählungen der klösterlichen Geschichtschreiber einer Rechtfertigung bedürfen sollte.

Erklärung der Tafel.

Die unserm diesjährigen Neujahrsblatte beigegebene Tafel stellt den grössten Theil der elften Seite des sogenannten „Evangelium longum“ der Stiftsbibliothek St. Gallen, MS. Nr. 53, dar. Die geschnitzten Elfenbeindeckel dieses Evangelienbuchs bilden die Kunstbeilage des Neujahrsblattes für 1863. Das ganze Evangelienbuch ist nach Eckehard (Cas. c. 1. Pertz Mon. SS. II. 89. 5 ff.) von dem berühmten St. Gallischen Schönschreiber Sintram geschrieben und galt von jeher als die schönste aller von ihm ausgeführten, sehr zahlreichen Handschriften. Nur von den ganz grossen Initialen auf den ersten Seiten des Buches sind nach dem Zeugnisse Eckehards (Cas. c. 2. Pertz Mon. SS. II. 92. 2 ff.) die Anfangsbuchstaben „L“ und „C“ von Abt Salomo gezeichnet worden und zwar als Bischof, um zu zeigen, was er auf diesem Gebiete noch könne. Unsere Tafel stellt das von Salomo gezeichnete „C“ neben den Eingangsworten Sintrams dar, die durch verschiedene mehr oder weniger verzierte Buchstabenformen in die Schrift des gewöhnlichen Textes übergehen. Die Anfangsbuchstaben der einzelnen Kapitel des Evangelienbuchs sind durchgehends auf das Sorgfältigste in Gold und Roth ausgeführt. Ganz grosse Initialen kommen aber nach der von uns wiedergegebenen p. 11 des Evangelienbuchs in demselben keine mehr vor. Dass die Darstellung dieser gleichen Schriftprobe aus dem Evangelium longum in Pertz Mon. SS. II. Tab. V den unserm Blatte voranstehenden Farbendruck nicht überflüssig gemacht hat, wird ein einziger, vergleichender Blick auf die beiden Tafeln zur Genüge beweisen.